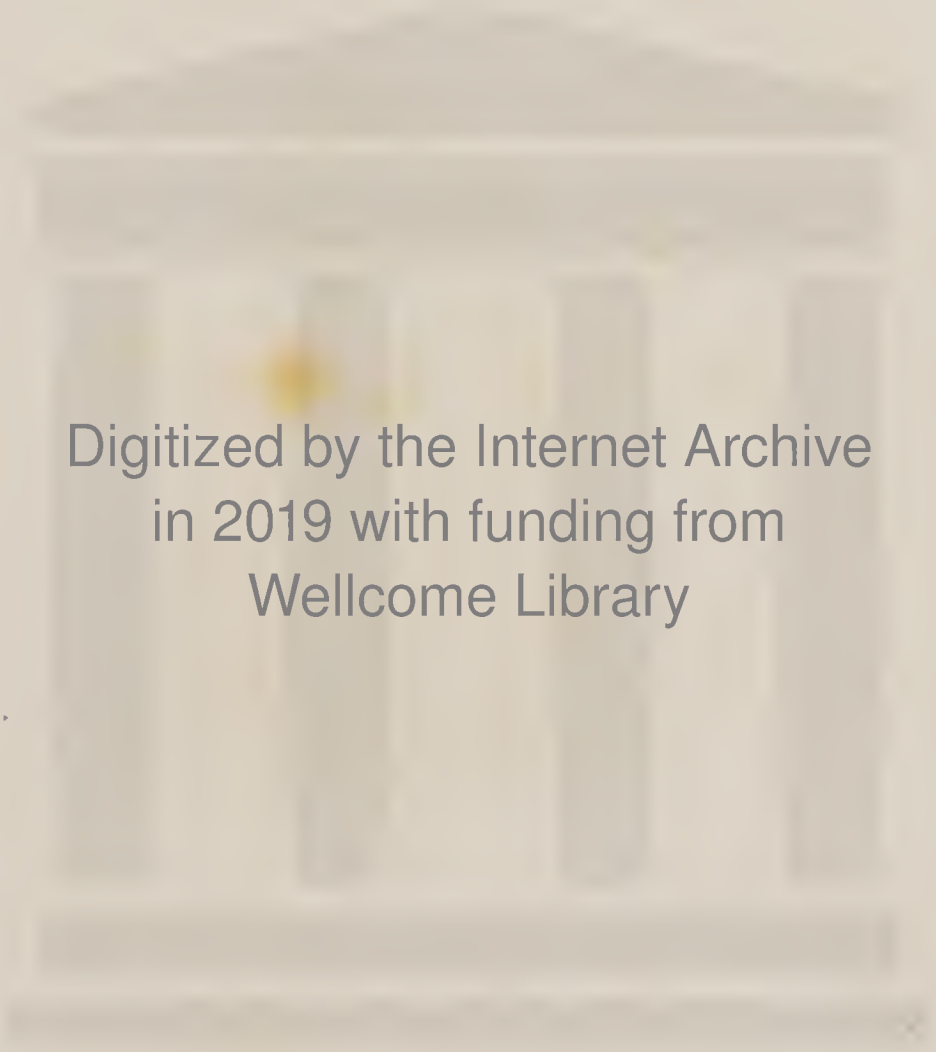
Buy 231

Lt Heiney Md. Physician.

MAXIMILIAN STOLL

geb. d. 12. Octbr. 1742.
gest. d. 25. Mai 1787.


Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/s17id13413850

Medicinische

Unterhaltungs-Bibliothek

oder

Collectiv-Blätter

von heiterem und ernstem Colorite

für alte und junge Aerzte.

Inhalt.

1. Charakteristiken von Aerzten aller Zeiten.
2. Novellen und Skizzen von ärztlichem Interesse.
3. Fragmente zur ärztlichen Lebens-Politik.
4. Medicinische Länder-, Völker- und Städtekunde.
5. Poesieen in ärztlichen Beziehungen.
6. Miscellen.
7. Kunst- und Lebensansichten.
8. Curiosa und Anekdoten.

Drittes Bändchen.

Mit dem Bildnisse Max. Stoll's.

Leipzig 1839.

Verlag von Wilhelm Engelmann.

305973

„Das beste Ziel hat der erwählt,
Wer Heil'rem Nützliches vermählt."

Inhalt dieses Bändchens.

Seite

I. Charakteristiken:

Maximilian Stoll; nach Hecker. 3
Ambrosius Paré; von Dr. Weyland. 21
Baron Larrey; nach d. Franz. d. Précurseur. 30
Baron des Genettes; eine nekrologische Notiz. . . . 41

II. Novellen und Skizzen:

Die seltsame Augencur; von Dr. H. Meynert. 45
Eine Nacht aus dem Leben eines jungen Arztes; von Dr. Lasker (Jul. Sircaur) in Danzig. 79
Die Vor- und Nachurtheile; von Dr. Obscurus. . . . 88
Die Kranken von Ehemals und Jetzt; von Dr. Alois Jeitteles in Wien. 95
Der Priester und der Arzt; von M. Koch. 103

III. Aerztliche Lebens-Politik:

Reise der medicinischen Tugenden; von E. Glehn. . . . 109
Quacksalber und Wundärzte; aus d. Franz. 114

IV. Medicinische Länder-, Völker- und Städtekunde:

Bemerkungen über den Zustand der Medicin auf der Insel Java; von Dr. E. Selberg. 121
Zur Heilkunde der Kaffern; von A. Steedmann. . . . 137
Die Arzneikunde der Chinesen; aus d. Russischen. 141

Seite

V. Poesieen:

Des Arztes Morgengebet; von Geh. Rath F. v. Fenneberg. 151
Wie sieht's aus? von einem Ungenannten. 153
Zum Jenner-Fest in Berlin im J. 1838; von Dr. E. Gedike in Berlin. 157

VI. Miscellen:

Altes aus England; mitgetheilt von Professor Dr. Heim in Ludwigsburg. 161
Ueber das wahre ärztliche Savoir faire. 176

VII. Kunst- und Lebensansichten:

Aphorismen, Maximen, Sentenzen und Ideen. . . . 185

VIII. Curiosa und Anekdoten. 193

I.

Charakteriſtiken.

Maximilian Stoll.

— Ihr Edlen all', die ihr vereinet
Den Arzt und Menschenfreund in Stoll beweinet,
Wünscht Aerzten seine Kunst, und — was noch mehr den Schmerz
Des Kranken lindert — auch sein Herz.
Blumauer.
(Vrgl. Med. Unterh.Biblioth. Bdch. I. S. 151.)

Stoll's kurzes Leben erhielt für die Heilwissenschaft aller Zeiten eine ruhmvolle Bedeutung, da sein Andenken durch Forschungen verewigt worden ist, welche als die besten seiner Zeit hervortreten. Seine Schriften, die einen Schatz von Erfahrungen und praktischen Wahrheiten enthalten, werden stets als klassisch zu betrachten sein. Je ähnlicher überhaupt nun die Krankheits-Constitution im anlaufenden Strome dieses Jahrhunderts — die gastrische und gastrisch-inflammatorische — wieder der des vorigen Jahrhunderts in den Zeiten Stoll's zu werden scheint, desto mehr tritt auch der große Werth seiner eben dieser Constitution entnommenen Heilmethoden in den Vordergrund; daher lasen wir erst jüngst von Camerer, Tott u. A. Reminiscenzen aus seiner unsterblichen Ratio medendi in der allgem. medic. Zeitung, im Würtemb. ärztl. Correspondenzblatt u. a. a. O. in Bezug zu einigen Epidemieen, welche

in den letzteren Jahren geherrscht haben, und darum erscheint es auch uns um so nothwendiger, hier die Erinnerungen an denselben aufzunehmen, wie sie so eben erst Hecker in seiner trefflichen „Geschichte der neuern Heilkunde, Berlin 1839", Buch II. niedergelegt hat. Nach Wittwer's Biographie desselben (in s. Archiv f. Geschichte der Heilkunde), Eyerel: de vita et scriptis M. Stollii u. Petzel's Denkmal auf denselben (herausgeg. von Blumauer) war das Geschick dieses unseres ärztlichen Heros des vorigen Jahrhunderts an sich sehr ungünstig; demungeachtet überwand er mit der besiegenden Kraft einer edlen Natur die zahllosen Hindernisse seines Strebens der Art, daß er die große Aufgabe auf die befriedigendste Weise zu lösen verstand, die Lebensregungen seines Zeitalters in der damaligen großen Wiener ärztlichen Schule zu erkennen und die Aerzte — namentlich durch Förderung der medicinischen Epidemiologie — auf die Wege zurückzuführen, die einst Hippokrates und nach ihm Sydenham betreten haben.

Der Hgbr.

Stoll's Leben und Wirken

nach

Prof. J. F. C. Hecker in Berlin.

Stoll ist zu Erzingen in Schwaben am 12. Oct. 1742 geboren. Als Sohn eines armen niedrigen Wundarztes konnte er kaum jemals auf Erreichung höherer Bildung hoffen. Sein Vater, der ihn zum Wundarzt bilden wollte, nahm ihn schon

als zarten neunjährigen Knaben, so klein und schwächlich er war, in die Lehre, und versagte ihm entschieden allen besseren Unterricht. Nur sein unüberwindlicher Widerwille vor den kleinen chirurgischen Verrichtungen befreite ihn endlich nach anderthalbjähriger Prüfung aus den Schranken der Barbierstube, die er nun mit der lateinischen Schule des Ortes vertauschte. Hier entwickelten sich die ersten Keime seines Talents, und nach vierjährigem Lernen gingen seine Wünsche in Erfüllung, in die Jesuitenschule zu Rottweil aufgenommen zu werden. Sein Vater hatte noch nicht seine ursprüngliche Absicht aufgegeben, er sollte nur deshalb eine bessere Erziehung erhalten, um einst als gelehrter Wundarzt auftreten zu können. Doch bestimmten dies die Jesuiten von Rottweil anders, sie erkannten seine außerordentlichen Fähigkeiten und überredeten ihn, gegen den väterlichen Willen, 1761 in ihren Orden zu treten. Nach geendigtem Noviziat kam Stoll nach Ingolstadt, und 1765 als lehrender Magister nach Hall in Tyrol. Hier machte er einige Aenderungen in der üblichen Lehrart, erregte, weil er sich freier zu bewegen suchte, Verdacht bei seinen Oberen, und wurde nach Eichstädt versetzt, nachdem er es selbst gewagt hatte, die Aufmerksamkeit seiner Schüler auf die zunehmenden Schätze der deutschen Literatur zu lenken. In Eichstädt gab er im Hause eines freisinnigen vornehmen Mannes Unterricht, der seine Neigung zu dieser Literatur begünstigte; bald wurde ihm aber das Lesen deutscher Schriften streng untersagt, er zerfiel mit seinen Oberen, die in ihm kein gefügiges Werkzeug fanden, und überdrüssig des geisttödtenden Druckes und der Ränke, deren Augenzeuge er gewesen war, bestand er auf seine Entlassung aus dem Orden, die ihm denn auch im Jahre 1767 zu Theil wurde.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Erzingen begab er sich nun nach Straßburg, um sich der Heilkunde zu widmen, und im Jahr darauf nach Wien. Hier wurde er ein eifriger Schüler de Haen's, lernte von ihm Krankheiten beobachten, und

huldigte der einfachen hippokratischen Therapie, aber auch den schroffen Ansichten seines Lehrers in Betreff der Aderlässe und Brechmittel, welche den Zuhörern in aller Form der Rechtgläubigkeit mitgetheilt wurden. Den gültigsten Beweis hiervon geben seine öffentlich vertheidigten Sätze, in denen die Behauptungen de Haen's über die entzündliche Natur der Fieber, über die Bedeutungslosigkeit der Symptome des gastrischen Zustandes und der Schwäche, sowie der Auflösung des gelassenen Bluts, und die allgemeine Nothwendigkeit der Aderlässe so folgerecht verwebt sind, daß man den Selbstdenker überall vermißt und nur den gänzlich befangenen Anhänger der Schule wiedererkennt. Seine Armuth wurde ihm nicht hinderlich, die ärztlichen Studien mit Auszeichnung zu beendigen, im Todesjahre van Swieten's erhielt er die Doctorwürde, und bald darauf finden wir ihn in einem mühevollen aber lehrreichen Wirkungskreise in Ungarn, als Physikus des Honter Comitats.

Hier nahmen dieselben Krankheiten seine Thätigkeit in Anspruch, denen de Haen noch kurz zuvor eine so ungenügende Aufmerksamkeit gewidmet hatte; bei den meisten Fieberkranken brachen Petechien aus, bei den meisten zeigten sich gastrische Erscheinungen. Nun sehen wir ihn zu Anfang durchaus nur auf den vorgeschriebenen Wegen. Er erkannte keineswegs die wesentlichen Unterschiede der Fieber, es sollte nur ein hitziges Fieber geben, mit nur zufälligen Ausartungen durch äußere Einflüsse, die offenbarsten Beweise von fauligem und galligem Zustand führte er immer nur wieder auf die verborgene entzündliche Natur dieses überall gleichen hitzigen Fiebers zurück, und wollte deshalb überall Blutentziehungen angewandt, Brechmittel und Abführungen dagegen verbannt wissen. Die übergroße Sterblichkeit der Fieberkranken — es starben mehr als die Hälfte — konnte nun freilich der auch in Ungarn üblichen erhitzenden Behandlung zugeschrieben werden, doch liegen die Folgen der Versäumniß der Ausleerungen, deren Anzeigen Stoll verkannte, klar am Tage. So war er denn

in der Behandlung der vorherrschenden gastrischen Fieber entschieden unglücklich, und wenig fehlte, so hätte er aus Unmuth über seine geringen Erfolge der Heilkunst gänzlich entsagt, doch stärkte ihn das fortgesetzte Studium von Sydenham's unsterblichen Werken, bald lernte er die Winke der Natur verstehen, und behandelte fortan die gastrischen Fieber wie die Aerzte anderer Schulen. Tissot's berühmte Abhandlung über die Gallenfieber, oder wie seine Gegner in Wien behaupteten, das Beispiel eines untergeordneten Wundarztes, der ohne Zweifel mehr Natursinn besaß, als de Haen, soll seine Sinnesänderung veranlaßt haben, wahrscheinlicher ist, daß er seinen und seines Lehrers Irrthum von selbst einsah, und, wie jeder gebildete Arzt, durch das Studium besserer Schriften darauf geführt wurde, wie dies aus seinem späteren Briefe an Grant in London hervorgeht. Wir besitzen sein ärztliches Tagebuch aus dieser für ihn so denkwürdigen Zeit, und hier kann man sehen, wie er sich Schritt für Schritt von seinen ursprünglichen Verirrungen zurechtfindet. Schon 1773 zweifelt er nicht mehr an der Nothwendigkeit der Unterscheidung der Gallenfieber von den entzündlichen, und der Brechmittel wußte er sich schon mit vieler Gewandtheit zu bedienen. Die epidemischen Einflüsse, welche de Haen unbeachtet ließ, begann er jetzt mit großer Aufmerksamkeit zu beobachten, und nachdem er sich des Schulzwangs gänzlich entledigt, trat er freien Sinnes als der große Arzt auf, den einige Jahre später ganz Europa in ihm bewunderte.

In Ungarn verweilte Stoll zwei Jahre, nicht ohne in seinem beschwerlichen Berufe von den einheimischen Fiebern vielfältig zu leiden; nach Verlauf dieser Zeit, im Herbst 1774 veranlaßte ihn ein hartnäckiges Wechselfieber, das ihn aufzureiben drohte, zur Rückkehr nach Wien. Hier widmete er sich fast ausschließlich der ärztlichen Praxis, am meisten verehrt von den dortigen zahlreichen Griechen, deren Sprache ihm vollkommen geläufig war. Schon in der Jesuitenschule hatte er sich die

Kenntniß derselben zu eigen gemacht, und noch später äußerte er bei öffentlichen Gelegenheiten den Wunsch, daß sie ihrer Vollkommenheit wegen allgemeiner werden möchte. Zugleich hielt er in der Stille, seinem innern Drange folgend, ohne jedoch von der Fakultät dazu befugt zu sein, ärztliche Vorlesungen, und bildete sich auf diese Weise einen sehr würdigen Wirkungskreis. Er besaß bereits die Achtung angesehener Männer, die ihm eine erfreuliche Aussicht in die Zukunft eröffneten, als einige Zeit darauf die Stelle eines Arztes am Dreifaltigkeitshospitale, in dem de Haen seine klinischen Uebungen hielt, durch den Tod des Dr. Holzbauer erledigt wurde, und fast zugleich die letzte Krankheit de Haen's es nothwendig machte, für die Vorlesungen dieses berühmten Lehrers einen würdigen Stellvertreter eintreten zu lassen. Holzbauer's Stelle erhielt Stoll zu Anfang des Jahres 1776, vorzüglich auf Empfehlung Molitor's, eines einflußreichen Arztes, dessen Tochter er heirathete, und so stand ihm kein Hinderniß im Wege, die Vorlesungen seines Lehrers vorläufig fortzusetzen, dessen klinisches Lehramt ihm nach seinem Tode, zu Ende desselben Jahres übertragen wurde.

Stoll erhielt seine Amtswohnung im Dreifaltigkeitshospital und entfaltete in den nächsten acht Jahren (1776 bis 1784) eine höchst fruchtbringende Thätigkeit als klinischer Lehrer, widmete sich mit inniger Neigung der Behandlung seiner zahlreichen Kranken, lehrte seine Schüler beobachten, und ohne irgend einer theoretischen Schulansicht zu huldigen, lebte er nur seinem Berufe, tüchtige Aerzte zu bilden, und die Heilkunde durch tiefere Forschung weiter zu fördern. Seine Lehranstalt erreichte durch ihn eine Stufe der Vollkommenheit, auf der sie unbedingt als ein Vorbild aller klinischen Schulen aufgestellt werden konnte. Durch die schon früher angeordnete Verbindung des akademischen Krankenhauses mit dem Dreifaltigkeits-Hospitale war die Krankenzahl so angewachsen, daß die Hauptaufgabe der Hospitalpraxis, die herrschenden Krankheiten und

ihre Uebergänge zu erkennen, jetzt mit Leichtigkeit gelöst werden konnte, und nun war Stoll, der Lehren eingedenk, die ihm sein Aufenthalt in Ungarn gegeben hatte, hierin so unablässig regsam, daß wir ihn Tag und Nacht beschäftigt finden, durch Vergleichung des Einzelnen, durch Beobachtung der Uebergänge und Verbindungen der Formen, sowie durch sorgsame Erwägung der äußeren Einflüsse, den wechselnden Genius der Krankheiten zu erforschen, und in der Fülle der Erscheinungen seine Zuhörer auf den Standpunkt einer höheren Erkenntniß zu führen, ohne welche der klinische Unterricht kein anderes Ergebniß haben kann, als eine seelenlose, untergeordnete praktische Fertigkeit.

Von der ersten Stunde seiner Wirksamkeit an war jede Spur von de Haen's einseitigem Eifer verschwunden, die fieberhaften Krankheiten wurden nun endlich mit Scharfsinn gesondert, jeder Heilart widerfuhr ihr Recht, der Naturheilkraft wurde ohne nachtheiliges Abwarten gehuldigt, und alle starren Vorurtheile waren wie mit einem Schlage verbannt. Die ehrenvollste Anerkennung blieb nicht hinter den großen Verdiensten Stoll's zurück. Von fern und nah, am meisten aber aus dem nördlichen Deutschland, kamen junge, selbst auch ältere Aerzte nach Wien, um den geistvollen, den menschenfreundlichen und gelehrten Mann unter den Seinen wirken zu sehen, und es ist kaum zu ermessen, welchen anregenden Einfluß seine Lehren auch in den fernsten Kreisen geäußert haben. In den ersten 3 Jahren war es, in denen er seine unübertroffenen Jahresberichte bearbeitete, die als die Haupturkunde des Uebergangs der Wiener Schule zur höheren Naturbeobachtung dastehen; in seiner noch übrigen Lebenszeit nahm ihn das Vertrauen der Bewohner Wiens zu sehr in Anspruch, als daß er sich den Beschäftigungen eines gelehrten Arztes so rücksichtslos hätte widmen können, wie es wohl ursprünglich in seinem Sinne lag, und er der Wissenschaft in seiner Stellung vielleicht schuldig gewesen wäre. Von 1779 an theilte er seine Zeit zwischen seinen

Amtsverrichtungen als klinischer Lehrer, und einer glücklichen ausgedehnten Praxis, die ihn jedoch nicht hinderte, die Gegenstände seiner Forschungen festzuhalten, so daß er wenigstens seine Musestunden benutzte, um die Welt noch einiger reiferen Ergebnisse seines so kurzen Lebens theilhaftig zu machen.

So verflossen die Jahre bis 1784. Jetzt aber kam ein längst vorbereiteter Plan Kaiser Joseph's zur Ausführung, sämmtliche Hospitäler der Hauptstadt, mit Ausnahme einiger klösterlichen Stiftungen, in eine große Krankenanstalt in der Alser-Vorstadt zu vereinigen. Das Dreifaltigkeits-Hospital wurde aufgehoben, und Stoll seiner segensreichen Wirksamkeit entzogen. Man erwartete, man hoffte, die Oberaufsicht über das neue allgemeine Krankenhaus, das mehrere Tausende von Betten enthielt, würde ihm, dem Würdigsten, zu Theil werden, auch hatte er bereits über die öffentliche Krankenpflege ein treffliches Gutachten gegeben, allein erster Vorsteher des Krankenhauses wurde Quarin, der, wenn auch sonst nicht ohne Verdienst, doch mit Stoll nicht entfernt verglichen werden konnte, und die klinische Lehranstalt, aus der die Aerzte für das ganze Land hervorgehen sollten, und deren Verbindung mit der allgemeinen Hospitalpraxis Stoll als nothwendig erwiesen hatte, wurde auf ein kleines Gebäude im ersten Hofe des Krankenhauses beschränkt. Hier waren ihm zwei Krankenzimmer angewiesen, das eine für Männer, das andere für Frauen, und ein Hörsaal zu den Vorlesungen, nicht anders als in den ärmlichsten Stiftungen; und als hätte man die Absichten van Swieten's bei der ersten Anlage des klinischen Krankenhauses geradehin vergessen.

Die wesentlichste Seite seines klinischen Unterrichts ging nun verloren, er war nicht mehr im Stande, den Genius der Krankheiten zu zeigen, sondern mußte sich auf die Uebungen der gewöhnlichen Art beschränken, ja es wurde ihm nicht einmal ein geeigneter Raum für pathologische Leichenöffnungen gestattet, die er im Kreise seiner Schüler mit großer Sorgfalt vor-

zunehmen pflegte. So hemmte man innerhalb der Pforten des größten europäischen Krankenhauses das Wirken des außerordentlichen Mannes, dem kein Zeitgenosse den Rang des ersten klinischen Lehrers streitig machen konnte. Wenig fehlte, so hätte er seine Lehrstelle niedergelegt, um sich ferneren Kränkungen von Seiten mißgünstiger Oberbeamten für immer zu entziehen. Die Ursachen dieser Einschränkung, die als ein wahrer Rückschritt der Wiener Schule betrachtet werden muß, liegen klar genug am Tage. Stoll's wohlerworbener Ruf, sein anscheinendes Glück, das ihn so rasch gehoben, hatte den Neid sehr vieler Aerzte und Beamten erweckt; seine Sanftmuth wußte feindlichen Angriffen nicht den wohlberechneten Widerstand entgegenzusetzen, der in Verhältnissen dieser Art vor Gefahren sichert, auch mochten seine Grundsätze hier und da Anstoß gegeben haben, denn er zeigte sich der Mittelmäßigkeit entschieden abgeneigt und verlangte offen, daß die Heilkunde, wenn sie wahrhaft nützen sollte, zur höchsten Vollkommenheit erhoben werden müßte. Die Meisten hatten auch wohl keinen Sinn für sein höheres Streben, und hielten es für überflüssig, wo nicht für nachtheilig; jederzeit aber ist die Nichtachtung und die Zurücksetzung eines Mannes von so hervorragendem Verdienst ein untrügliches Merkmal, daß eine Gesinnung herrscht, die nur geringere, ihr selbst gleichartige Eigenschaften dulden will.

So eng die Oberbeamten die Gränzen der klinischen Schule gezogen hatten, so redlich war Stoll dennoch bemüht, den fehlenden Stoff durch seinen Geist zu ersetzen, ja er entsprach selbst der Anforderung Störk's, den Unterricht der Wundärzte zu übernehmen, wiewohl seine Vorlesungen über das ganze Gebiet der praktischen Heilkunde gewiß die gediegensten, die in dieser Zeit irgendwo gehalten wurden, sich nur für gebildete Zuhörer eigneten, und war überdies seit 1780 für die Pockenimpfung sehr thätig. Das beste Werk, das er noch bearbeitete — es erschien kurz vor seinem Ende — sind seine Aphorismen. Sie stehen den Boerhaave'schen würdig zur Seite,

und sind als das werthvollste Denkmal seiner beständig regen und unzerstreuten Geisteskraft zu betrachten. Stoll brachte sein Leben nur auf vierundvierzig Jahre. Er starb am 23. Mai 1787 nach eintägiger Krankheit apoplektisch, nachdem früher überstandene Leiden und übergroße Anstrengungen, die bei seiner freudenlosen Häuslichkeit nur mit geringen Erholungen abwechselten, seinen ohnehin zarten Körper erschüttert hatten, so daß ein anfänglich nur rheumatisches Uebel ihm den Tod bringen konnte.

Dies ist das Leben des großen Lehrers, in dessen Schriften sich die Wahrheit der Natur spiegelt. Er kam nicht eben früh auf die rechte Bahn der Forschung und wurde schon in einem Alter wieder abgerufen, in dem die Früchte geregelter Studien nur erst zu reifen beginnen. Fast sind es nur vierzehn Jahre, in denen er selbstständig gedacht und beobachtet hat, doch leistete er, weil sein klarer Geist die Natur verstand, in dieser kurzen Zeit mehr, als schwerfällige Schulen in halben Jahrhunderten. Nach Boerhaave's Beispiel gewöhnte er sich schon früh daran, die Ergebnisse seiner Beobachtungen aphoristisch auszudrücken, und vermied mit großer Sorgfalt die wortreiche Breite, die, in grundlosen Meinungen umherschwindelnd, der Heilkunde von jeher so beschwerlich gefallen ist. Wo aber auch sonst diese Schreibart nicht anzuwenden war, da gewahrt man doch überall den Zügel, den er seinem Geiste anzulegen wußte, und bei aller Erörterung des Einzelnen, die von dem Stoffe abhing, der sich darbot, giebt sich durchweg der geregelte Gang seiner fortschreitenden Ausbildung zu erkennen. Für vollkommen gereift kann man freilich nur seine Aphorismen über die Fieber halten, — sie sind die Blüthe seiner pathologischen Untersuchungen — doch sind auch einige von seinen übrigen Schriften von hohem Werth, namentlich seine drei ersten Jahresberichte, und es zeigen sich in ihnen die wesentlichen Seiten seiner Leistungen. Er beginnt in diesen Berichten mit einer kurzen Angabe der herrschenden Krankheiten von 1775,

ohne die leichteren und geringfügigen auszuschließen, dann folgen mehr ausgeführt die Constitutionen von 1776, Monat für Monat, mit einer Reihe durchgearbeiteter Beobachtungen nach der Zeitfolge. Denselben Gang beobachtet er in den folgenden Jahren, nicht ohne über wichtige Krankheiten, namentlich das Kindbettfieber, die Ruhr u. a. besondere Betrachtungen anzustellen, und die mitgetheilten Fälle streng durchzumustern. Doch erreichte er, mit Ausnahme der Bruchstücke, die sich nach seinem Tode vorfanden, nur noch das Jahr 1779. Seine übrigen Werke sind, außer den schon erwähnten Ausgaben der Schriften van Swieten's und de Haen's, und einer Abhandlung über die Bleikolik in Morenheim's Beiträgen, erst nach seinem Tode herausgekommen, namentlich seine Vorlesungen über die chronischen Krankheiten, Erläuterungen zu seinen Aphorismen, Abhandlungen seiner Schüler über chronische Krankheiten nach seinen Vorlesungen, und noch vier Bände der ratio medendi, in denen Eyerel aus seinem Nachlasse bekannt gemacht hat, was noch irgend der Mittheilung werth schien.

Stoll's Beobachtung der epidemischen Constitutionen, aus der sich ihm die Erkenntniß der Lebensstimmung seiner Zeit ergab, geht nicht weiter zurück, als bis zu seinem Aufenthalt in Ungarn, und es entspricht ihr eine ähnliche Arbeit des verdienstvollen Mertens, welche die Jahre von 1774 bis 1783 umfaßt. Von keiner früheren Zeit, auch nicht einmal von den Jahren 1769 bis 1772, während welcher er in den Schulansichten de Haen's befangen war, hat er irgend Kenntniß genommen. Erwägt man nun, daß während des ruhmvollen letzten Abschnittes seines Lebens, außer der großen Influenz von 1782 keine eben erheblichen Erscheinungen hervortraten, so erscheint der Stoff, den er benutzte, um seine Grundsätze geltend zu machen, als ziemlich geringfügig, ja fast nur wie ein kleines Bruchstück aus dem Ganzen. Bruchstücke sind freilich nur alle menschliche Leistungen, und sollten sie

auch durch das thatenreichste Leben, in den anscheinend vollständigsten Werken durchgeführt sein, so erhalten sie am Ende nur Werth durch ein klares Verständniß der Natur, das sich in ihnen ausspricht. Eben dies theilt aber den Ansichten Stoll's, die er in dieser Richtung seines Forschens gewann, eine so überzeugende Kraft mit, daß man sich des Wunsches nicht zu erwehren vermag, daß der Mann, der mit geringem Stoffe schon so viel leistete, die Schätze der historischen Pathologie inne gehabt haben möchte, von denen die Wiener Schule keine Ahnung hatte. Kein Arzt wäre dann geeigneter gewesen, als er, die Pathologie aus dem Grunde umzuschaffen, und sie von allem Ballast zu befreien, der ihr von jeher aufgebürdet worden war. So hatte er aber, wie fast alle seine Vorgänger und Zeitgenossen, nur die Geschichte seines eigenen Lebens zur Vervollkommnung der ihm anvertrauten Wissenschaft zu benutzen, und es ist sehr zu bezweifeln, daß, wenn ihm auch ein höheres Alter vergönnt gewesen wäre, er jemals einen größeren Umfang ärztlicher Gelehrsamkeit gewonnen haben würde.

Die Fortschritte der praktischen Heilkunde, welche durch Stoll veranlaßt wurden, sind zunächst nach dem Zustand der Wiener Schule zu beurtheilen, wie sie sich durch de Haen gestaltet hatte. Die Gerechtigkeit fordert daher, schon das negative Wirken Stoll's, durch welches schroffe und einseitige Lehren dieses Arztes abgestreift wurden, als verdienstlich anzuerkennen, ohne daß es hier nöthig wäre, alles Einzelne zu erörtern. In dieser Rücksicht hat Stoll's Fieberlehre vor der bisherigen der Wiener Schule die entschiedensten Vorzüge, wiewohl sie noch Vieles zu wünschen übrig läßt. Vornehmlich wurde dem Gallenfieber seine Stelle in der Pathologie gesichert, und somit eine bessere Kenntniß der gastrischen Zustände überhaupt vorbereitet. Man war bei der vollendeten Unkunde älterer Leistungen, und bei dem damaligen großen Einfluß der Wiener Schule fast allgemein der Ansicht, Stoll

sei hierin als der Erste vorangegangen. Wir haben indessen gesehen, daß die Mehrzahl der Aerzte die gastrischen Zustände von 1770, die Stoll nicht einmal nachträglich erkannte, sehr richtig zu würdigen wußte, und viele von ihnen sich sehr entschieden gegen die Verblendung de Haen's äußerten. Tissot's Abhandlung vom Gallenfieber erkannte Stoll selbst als ein Meisterwerk an, und Finke's treffliche Untersuchung der Gallenkrankheiten, die in ganz Europa mit Beifall aufgenommen wurde, erschien sechs Jahre vor dessen Tode, minder ausgezeichnete Beobachter nicht zu erwähnen, die in dieser wichtigen Angelegenheit von dem rechten Wege nicht abkamen. Mit Unrecht wird daher Stoll für den Stifter einer gastrischen Schule angesehen, die gar keinen bestimmten Sitz einnahm, sondern aller Orten nur aus den Aerzten bestand, die dem Gebrauche der Brechmittel und Abführungen eine zu große Ausdehnung gaben. Er verbesserte nur die von seinem Vorgänger begangenen Fehler, und erkannte vielleicht mit größerem Scharfsinn eine Seite der krankhaften Regungen, die vor de Haen, und so lange es schon eine wissenschaftliche Heilkunde gegeben, Tausende von Aerzten richtig aufgefaßt hatten. Uebertreibungen finden sich in seiner Lehre von den gastrischen Fiebern durchaus nicht; er machte weder die Gallenanhäufungen noch den schleimigen Zustand zur Grundlage der Pathologie, bewährte sich durchweg als einen höchst aufmerksamen Schüler der Natur, der seine Sinne für alle übrigen pathologischen Elemente, für alle vorkommenden Heilobjecte offen erhielt, und ist deshalb keinesweges für die starre Einseitigkeit der späteren Gastriker verantwortlich.

In seiner, besonders vollständig bearbeiteten Lehre vom Gallenfieber stellt er zuerst die Polycholie als das Element der unendlich vielfältigen Gallenkrankheiten auf, und entwickelt ihren Begriff durchaus naturgemäß, macht die Bedingungen anschaulich, unter denen das Gallenfieber zu Stande kommt, beschreibt dessen Zufälle und Verbindungen mit anderen Krank-

heiten, seinen Uebergang in entzündlichen und in fauligen Zustand, so wie in örtliche Entzündungen, und giebt die Grundsätze seiner Behandlung mit den gelindesten diätetischen Mitteln sowohl, wie durch Brechen und Abführen so an, wie sie nach ihm fast allgemein angenommen wurden, und zum Theil schon vor ihm gültig gewesen waren. Die Vorbereitung zum Gebrauche der Brechmittel durch Aderlaß und auflösende Arzneien läßt nichts zu wünschen übrig, genug wir finden ihn hier überall auf dem geraden Wege des unbefangenen Naturſinns.

Daſſelbe gilt denn auch von dem Schleimfieber, bei deſſen Bearbeitung er nicht wenige ausgezeichnete Muſter vorfand, namentlich Huxham, Röderer und Wagler, die er nicht einmal in jeder Rückſicht erreichte, und wie er denn bei jeder Gelegenheit bemüht war, die Uebergänge der Krankheiten in einander zu zeigen, und dem Vorurtheile zu begegnen, daß mit der Aufſtellung abgeſchloſſener Formen Alles gethan ſei, ſo iſt hier beſonders ſeine Beſchreibung des ſchleichenden Nervenfiebers wichtig, das im April und Mai 1777 vorkam, und ihm Gelegenheit gab, die Verbindung des entzündlichen und galligen Elementes mit dem ſchleimigen, mit allen dadurch bedingten Veränderungen der Behandlung, darzuſtellen. Hiernach iſt es kaum nöthig, noch genauer anzudeuten, daß er das gaſtriſche Element in allen übrigen Fiebern, wo es ſich nur irgend darbot, zu erkennen, und mit den geeigneten Mitteln ſo zu beſeitigen wußte, daß ſeine Therapie in ganz Europa als eine überaus wirkſame geprieſen wurde. Er beſchrieb aber noch außerdem das entzündliche Fieber, ganz ſo wie vor ihm Haſenöhrl, das Brennfieber, das Faulfieber, jedoch ohne genügenden Ueberblick über frühere gaſtriſche Epidemieen, und das Kindbettfieber, mit gelegentlichen Erörterungen über den Einfluß der ſtationären ſowohl wie der Jahres-Conſtitution, faſt durchweg nach Sydenham'ſchen Begriffen, denen wir in der Wiener Schule ſchon öfters begegnet ſind.

Künstliche nosologische Eintheilungen machte Stoll nirgends, behielt vielmehr die Formen und Benennungen bei, und hat denn freilich bei der geringen Muße, die ihm sein Geschick vergönnte, und der einseitigen Richtung der damaligen ärztlichen Gelehrsamkeit sehr viele Gegenstände unerörtert gelassen, deren Bearbeitung ihm besser geglückt sein würde, als seinen Vorgängern. Seine Darstellung des Scharlachfiebers ist offenbar weniger ausgezeichnet, als die des ältern Plenciz, und über die Masern und Pocken, die er mit vielem Eifer einimpfte, lehrte er nur das Bekannte.

Seine Arzneivorschriften waren im Allgemeinen einfach, und es verdient bemerkt zu werden, daß er dem Brechweinstein vor der Ipecacuanha den Vorzug gab, deren Eigenschaften er jedoch in ihrem ganzen Umfange erkannte. Auf stehende Vorschriften konnte er überhaupt um so weniger halten, da gerade die Erkenntniß der Umwandlungen und Uebergänge der Krankheiten, welche eine große Beweglichkeit des Heilapparates erfordern, einen wesentlichen Theil seiner Lehre ausmachte.

Stoll's Bearbeitung der langwierigen Krankheiten kann nicht als eine solche angesehen werden, welche die Pathologie dieser Leiden erheblich weiter gefördert hätte. Hierzu gehört selbst bei dem entschiedensten Berufe eine lange fortgesetzte Beobachtung, ja selbst auch eine tiefere Gelehrsamkeit, als Stoll im Stande war sich anzueignen. Von den Vorlesungen, die er über die meisten dieser Krankheiten gehalten, und welche Eyerel nach den Heften seiner Zuhörer herausgegeben hat, ist daher nur zu rühmen, daß sich in der Auffindung der einfachen Verhältnisse überall sein Natursinn bewährt. Große Aufgaben sind in ihnen nicht gelöst, die Darstellung aber ist klar, schroffe Behauptungen, die seiner Bescheidenheit überhaupt zuwider waren, sind überall vermieden, und so mögen sie seinen Schülern von großem Nutzen gewesen sein. Dies gilt namentlich vom Scorbut, über den Lind, um nicht noch Frühere zu erwähnen, ohne Vergleich Vorzüglicheres geleistet hatte, von der

englischen Krankheit, den Scrofeln, der Wassersucht, der Lustseuche und den meisten andern chronischen Krankheiten, über welche Stoll nur eben das Bekannte mittheilte, ohne selbst die besten Untersuchungen der Vorzeit alle zu kennen, und sich überall seinen Vorgängern selbstständig anzuschließen. Einige seiner Zuhörer haben diese Vorlesungen zu akademischen Abhandlungen benutzt, welche von Eyerel zur Vervollständigung derselben gesammelt worden sind.

In allen Krankheiten, den fieberhaften sowohl, wie den langwierigen, nahm Stoll auf die verborgenen Entzündungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit Rücksicht, und hat hierdurch eine Vervollständigung der Pathologie bewirkt, die zu seinen gediegensten Leistungen gerechnet werden kann. Es führte ihn hierauf ohne Zweifel die an sich einseitige, ja selbst verworrene Ansicht seines Lehrers über die allgemeine Entzündlichkeit der Fieber, und schon in Ungarn sehen wir ihn vielfältig beschäftigt, seine Kenntniß von dieser dunkeln Seite der Pathologie durch oft wiederholte Leichenöffnungen zu erweitern. Es konnte nun aber nicht fehlen, daß seine viel umsichtigere Weise zu untersuchen, die ihn so bald zu einer gründlichen Läuterung der Fieberlehre veranlaßte, ihn auch den richtigen Standpunkt der pathologischen Anatomie auffinden, und die vielfältigen Spuren verborgener entzündlicher Leiden in ihrem wahren Verhältnisse erkennen ließ. Entzündungen dieser Art fand er nicht nur in den Därmen, sondern auch in der Leber, den Lungen und dem Brustfell, und zwar in den verschiedenartigsten Krankheiten, in denen sie von seinen Zeitgenossen entweder gar nicht, oder nur oberflächlich gewürdigt wurden.

Daß Stoll diese Seite der Krankheiten zuerst enthüllt hätte, konnte nur die Unkunde älterer Forschungen, namentlich Morgagni's, Bonet's, Fr. Hoffmann's und vieler Anderen behaupten, jede unbefangene und aufmerksame Untersuchung der Leichen führt darauf hin, so daß selbst ein gewöhn-

licher Fleiß in den Besitz einer großen Menge von Thatsachen kommt, welche so leicht benutzt werden können, und auch oft genug benutzt worden sind, um einseitigen Theorieen das Wort zu reden. Daß Stoll bei dem damaligen Zustande der Anatomie noch nicht auf die verschiedene Bedeutung der Entzündungen in den einzelnen Geweben eingehen konnte, und so besonders die entzündlichen Leiden des Darmkanals nicht scharf von einander sonderte, that seiner pathologischen Ansicht von diesen Entzündungen keinen erheblichen Abbruch; die allgemeinen Verhältnisse, auf die es am meisten ankommt, ermittelte er nichtsdestoweniger recht klar, und wäre ihm nur mehr Zeit vergönnt gewesen, so würde namentlich die Pathologie des Typhus durch ihn eine Gestalt gewonnen haben, in der sie sich gegen die einseitigen Uebertreibungen so vieler Späteren hätte schützen können. Mit entschiedener Sicherheit erkannte er noch ein Jahr vor seinem Tode die entzündliche Natur eines herrschenden fauligen Fiebers, und behandelte es, gegen die gewöhnliche Ansicht, antiphlogistisch, mit offenbarem Erfolg, ohne sich selbst von Petechien irre machen zu lassen, oder auch nur der ausleerenden Behandlung einen unzeitigen Vorzug zu geben, wie er denn auch in andern Fällen, in denen diese durch gastrischen Zustand angezeigt schien, sich von dem Gebrauche der Brechmittel und Abführungen durch örtliche Entzündungen nicht zurückhalten ließ. Die eine oder die andere Klippe, nämlich die antiphlogistische Behandlung bei vorhandenen Entzündungen zu vernachlässigen, oder die antigastrische, einer Entzündung wegen, für schädlich zu halten, haben die Späteren keineswegs immer mit der Umsicht vermieden, die der seinigen gleich gekommen wäre, ja die Geschichte findet hier große Verirrungen einzelner Schulen zu rügen, und es bietet sich zunächst die Erscheinung dar, daß Stoll's Beispiel unter der großen Anzahl seiner bewundernden Nachahmer nichts weiter bewirkte, als einen ganz einseitigen Gastricismus, der sich nicht halten konnte, als neue, nicht minder einseitige Regungen die ärztliche

Welt erschütterten. Die Lehre von den verborgenen Entzündungen wurde von Reyland, einem verdienstvollen Schüler Stoll's, weiter ausgeführt, die Berücksichtigung des Epidemischen aber, durch welche Stoll so Ausgezeichnetes geleistet hatte, eine wesentliche Richtung der höhern Heilkunde überhaupt, unterblieb in der nächsten Zeit, am meisten in den Krankenhäusern, deren Vorsteher ihren Beruf, den Wechsel und die Uebergänge der Lebensstimmungen zur Anschauung zu bringen, nur selten erkannt haben. Doch offenbart sich das Wirken eines großen Arztes nicht immer schon während seines Lebens und in seinen nächsten Umgebungen, sein Geist überdauert die Zeitalter und überflügelt die Gränzen des Raumes, erleuchtet noch die spätesten Nachkommen, und führt sie zurück auf die Wege der ewigen, dem sterblichen Auge geheimnißvollen Natur.

Ambrosius Paré*).

Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts lag die Chirurgie in tiefer Finsterniß. Durch das Verbot des Conciliums von Tours, welches den Geistlichen die Ausübung jeder chirurgischen Operation, wobei Blut vergossen wurde, untersagte, wurde sie gänzlich von der Medicin getrennt und fiel in die Hände von Laien und herumziehenden Charlatans, die aller Erziehung und wissenschaftlichen Bildung entbehrten. Aber auch selbst diejenigen, welche durch ihre Kenntnisse über den allgemeinen Haufen hervorragten, waren blinde Nachbeter der arabischen Aerzte, fürchteten sich entsetzlich vor jeder Operation und beschränkten ihre chirurgischen Heilmethoden fast einzig auf die Anwendung von Pflastern, Kräutern und Salben. Aber im sechszehnten Jahrhundert, in dem sich die schönsten Blüthen des menschlichen Geistes entfalteten und wo in allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst ein neues, jugendliches Leben sich regte, in dieser merkwürdigen Epoche der Universalgeschichte, wo die Menschen voll Kraft und Energie die geistigen Fesseln eingewurzelter Vorurtheile abstreiften und, dem Gängelbande alter Autoritäten entwachsen, in ihren Forschungen neue Wege sich

*) Aus Dr. G. Weyland's Gallerie der ausgezeichneten Aerzte. Paris 1835.

bahnten, erhielt auch die Chirurgie durch die Bemühungen von Ambrosius Paré, des ersten und ausgezeichnetsten der französischen Wundärzte, eine neue Gestalt und den kräftigsten Aufschwung.

Ambrosius Paré, geboren zu Laval im Lande Maine, stammte von armen Aeltern ab, die ihn jedoch im Lesen und Schreiben unterrichteten und ihn später zu einem Priester Namens Orsoy in Pension thaten, damit er bei ihm die lateinische Sprache erlerne. Da sie diesem nur wenig zahlen konnten, so mußte Paré, anstatt sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen, die niedrigsten Dienste in diesem Hause versehen, und er lebte in der unerträglichsten Sklaverei. Aber wie man im Leben berühmter Menschen oftmals findet, daß ein an sich unbedeutendes Ereigniß über die ganze Lebensbestimmung derselben entscheidet und ihrem Geiste die Richtung vorzeichnet, nach welcher zu streben sie bestimmt sind, so machte die zufällige Beiwohnung eines Steinschnittes, von dem bekannten Lithotomisten Collot vollzogen, den Trieb in ihm rege, die Chirurgie zu erlernen. Er ging bei dem Chirurgen seines Geburtsortes in die Lehre und ergab sich dem Studium der Wundarzneikunde mit dem größten Eifer. Sein Geburtsort wurde für seine Regsamkeit bald zu beschränkt, und er eilte nach Paris, um dort die Vorträge von Goupil im Collège royal de France zu hören, der ihn bald auszeichnete, ihm erst einige kleine Operationen anvertraute und ihn später dem General René von Montjean empfahl, der ihn als Chirurg auf mehreren Feldzügen nach Italien mitnahm. In dieser Zeit holte sein kräftiger Geist die Kenntnisse rasch nach, welche ihm in Folge einer fehlerhaften Erziehung mangelten, und er erlangte bald die ausgebreitete Gelehrsamkeit, von der er in seinen Schriften so zahlreiche Beweise giebt.

Bei seiner Rückkehr aus Italien erwarb er sich zu Paris die Doctorwürde am Collegium der Wundärzte von St. Edme und zeichnete sich bald vor allen seinen Collegen so aus, daß er

vom König Heinrich II. im Jahr 1550 zu dessen erstem Chirurgen ernannt wurde. Er begleitete den König in die Schlachten von Renti und S. Quentin. Wohl konnte es nicht fehlen, daß Paré, der so rasch auf eine so hohe Stufe gestiegen war, auf seiner Lebensbahn Feinden und Schmälerern seines Verdienstes begegnete, aber bei der Armee wurde er von den Soldaten als ihr Wohlthäter und Vater betrachtet. Als im Jahr 1552 Metz von Kaiser Karl V. belagert wurde und die eingeschlossene Garnison fast alle Verwundete Opfer der Ungeschicklichkeit der anwesenden Chirurgen werden sah, verbreitete sich die größte Entmuthigung unter den Soldaten. Paré erfuhr es, und die Schrecken einer belagerten Stadt nicht beachtend, da, wo er zur Rettung Tausender dienen konnte, eilte er nach Metz, um mit seinen Brüdern die Gefahren zu theilen. Kaum ist seine Ankunft bekannt geworden, so wird die ganze Armee von neuem Muthe und froher Hoffnung beseelt, „wir fürchten nichts mehr, denn unser Ambrosius ist da," rufen die Soldaten, und die Führer eilen herbei, um ihn jubelnd in ihre Arme zu schließen. Von diesem Augenblicke an wurde die Belagerung mit der größten Ausdauer ertragen und nach Verlauf von zwei Monaten mußte Karl V. die Belagerung der Stadt aufheben, die er ohne die Gegenwart Paré's wahrscheinlich eingenommen haben würde.

Im Jahr 1553 befahl ihm der König Heinrich II. die Truppen zu begleiten, welche beordert waren, die Stadt Henin zu vertheidigen. Weniger glücklich als Metz wurde diese Stadt durch Sturm genommen, Paré zum Gefangenen gemacht und ins feindliche Lager geführt, wo man ihm alle erdenklichen Anerbietungen machte, um ihn zum Uebergange in kaiserliche Dienste zu bewegen. Aber wie Hippokrates den Gesandten des Artaxerxes, antwortete er heldenmüthig: „Saget Eurem Herrn, daß ich niemals den Feinden meines Vaterlandes dienen werde." Jedoch alle Verwundete suchten seine Hülfe und Ambrosius behandelte alle, Feinde wie Freunde, mit gleicher

Sorgfalt und gleichem Eifer. Unter ihnen befand sich auch ein feindlicher General, welcher seit mehreren Jahren, wegen eines ungewöhnlich großen Geschwürs nicht auftreten konnte. Dieser hörte von dem Gefangenen, ließ ihn zu sich rufen, sich von ihm behandeln und wurde glücklich geheilt. Zur Belohnung dieser Kur, die man für ein Wunder hielt, und welche in jener Zeit, vielleicht in ganz Europa, nur er allein zu vollziehen im Stande gewesen, erhielt er seine Freiheit wieder und kehrte nach Paris zurück, wo ihn der König mit Freuden empfing, ihn zu seinem Rath ernannte und in seinen Regierungsgeschäften zu Rathe zog.

So sehen wir diesen Reformator der Chirurgie, blos den Eingebungen seines großen Geistes gehorchend, seine Kunst, die vor ihm mit der größten Geringschätzung betrachtet wurde, auf einen der glänzendsten Standpunkte erheben, und trotz Neid und Verfolgungen nicht allein der erste Chirurg des Königs, sondern auch dessen Freund und Vertrauter werden. Aber wir sehen ihn auch, auf dieser hohen Stufe, von der Armee vergöttert, von den Fürsten und Heerführern geschätzt und geliebt, in jeder Hinsicht durch seinen großen Geist über seine Zeit erhaben, voll Bescheidenheit und Religiosität das glückliche Gelingen aller seiner Kuren der Gottheit zuschreiben, wenn er am Schlusse fast aller seiner interessanten Krankengeschichten hinzufügt: „je le pansais jusqu'à la fin de la cure — et Dieu le guérit.“

Nach dem Tode Heinrichs II. blieb er der erste Chirurg von Franz II. Von nun an verbreiteten der Neid und die niedrige Denkungsart seiner Feinde das Gerücht, er habe dem König, der an einer Ohrenkrankheit gestorben, beim Verband Gift in die Ohren geträufelt. Nie hat dieses Gerücht Glauben gefunden, und die neueren Schriftsteller, welche dasselbe anführen, stellen überall die Unwahrscheinlichkeit desselben dar.

Unter der Regierung Karl IX. erreichte Paré den Glanzpunkt seines Lebens. Durch eine glückliche Kur, die er an

diesem Monarchen vollzog, erwarb er sich dessen Freundschaft und innigstes Vertrauen. Hiervon gab ihm dieser bigotte König gewiß einen deutlichen Beweis, als er ihn, der der reformirten Kirche angehörte, in der berüchtigten St. Bartholomäus-Nacht verschonte und selbst für seine Rettung besorgt war. Die Geschichtsschreiber jener Zeit haben uns Nachrichten über das innige Verhältniß, welches zwischen dem König und Ambrosius Paré geherrscht, so wie über die Rettung des letzteren aufbewahrt.

Brantome in seinen Memoiren sagt bei dieser Gelegenheit von Karl IX.: „il n'en voulut jamais sauver aucun sinon maistre Ambroise Paré, son premier chirurgien et le premier de la chrétienneté; il l'envoya quérir et venir le soir dans sa chambre et garderobe, lui commandant de n'en bouger, et disait qu'il n'était raisonnable qu'un qui pouvait servir à tout un petit monde, feust ainsi massacré.“ — Sully in seinen Memoiren erzählt, wie der König eines Abends nach der blutigen Bartholomäus-Nacht, nachdem er die Ermordung von Greisen, Frauen und Kindern erfahren, seinen Abscheu bewiesen und erklärt habe, wie diese Grausamkeit ihm wehe thue und ihn in Unruhe versetze. Darauf habé er den Meister Ambrosius Paré, seinen ersten Chirurgen, den er erstaunlich und mit der größten Vertraulichkeit liebte, bei Seite gezogen und zu ihm gesagt: „Ambroise, je ne sçay ce que m'est survenu depuis deux ou trois jours: mais je me trouve l'esprit et le corps grandement esmeus, voir tout ainsi, que si j'avais la fièvre, me semblant à tout moment, aussi bien veillant que dormant, que ces corps massacrez se présentent à moy, les faces hydeuses et couvertes de sang. Je voudrais que l'on n'y eut pas compris les imbecilles et innocens.“ Und auf das, was Paré ihm geantwortet, ließ er den folgenden Tag bei Todesstrafe verbieten, noch ferner zu morden. — Diese Rettung, vielleicht der einzige edle Zug in dem Leben dieses so

schwachen als grausamen Fürsten, knüpfte Paré noch fester an seinen Herrn, er belohnte ihn dafür durch die sorgfältigste Aufmerksamkeit auf seine Gesundheit und durch die musterhafte Treue, die sich selbst in der klugen Behutsamkeit noch kund that, mit welcher er von des Königs frühem Tode sprach.

Auch unter Heinrich III. behielt er die Stelle als erster königlicher Wundarzt bei und überlebte auch diesen Fürsten noch, denn er starb erst den 20. September 1590, während Paris von Heinrich IV. belagert wurde, im achtzigsten Lebensjahre.

Obgleich Paré's Zeit durch seine bedeutende Praxis und seine häufigen Reisen fast ganz in Anspruch genommen wurde, denn keine Operation von einiger Bedeutung wurde damals in Paris, man kann sagen in ganz Frankreich, ohne seinen Beistand unternommen, so hinterließ er doch seine gesammelten Erfahrungen der Nachwelt in einem mit Fleiß und Gelehrsamkeit ausgearbeiteten Werke, welches mit einer hinreißenden Naivität geschrieben ist und in Bezug auf die darin ausgesprochenen Grundsätze, welche noch heut zu Tage die Basis der Chirurgie ausmachen, unsterblich bleiben wird. Der Druck dieses Werkes wurde ihm von den gelehrten Doctoren in Paris sehr erschwert, weil, wie sie sagten, er sich über natürliche Dinge zu offen und freimüthig ausgesprochen und überhaupt die Geheimnisse seiner Wissenschaft den Laien und Lehrlingen zu klar vor Augen gelegt habe. Aber Paré antwortete ihnen voll Muth und Ausdauer: „Jamais je ne changerai, car il faut entendre que plus notre bonne science est cognuë, tant plus elle est honorée et mérite de l'être.“ Endlich kam der Druck seiner Werke zu Stande, unter dem Titel: Oeuvres d'Ambroise Paré, conseillier et premier chirurgien du Roi, divisées en 28 livres, in-folio. Edit. 4. Paris 1561.

Sehen wir nun, nachdem wir uns mit diesem großen Geiste, was seine äußeren Lebensverhältnisse betrifft, beschäftigt, und seinen großartigen Charakter als Mensch und Staatsbürger geschildert haben, auf welche Weise er der Chirurgie einen neuen Aufschwung und eine neue Richtung gegeben und in welchen verschiedenen Zweigen dieser Kunst, abgesehen von den vortrefflichen allgemeinen Grundsätzen, die er aufgestellt, er sich noch spezieller ausgezeichnet.

Sein Hauptverdienst um die Chirurgie im Allgemeinen bestand unstreitig darin, daß er zuerst von allen Autoritäten sich los sagte und einzig und allein durch treue Beobachtung sich leiten ließ und nur die eigene Erfahrung als sichere Führerin erkannte. Was seine Verdienste um diese Kunst im Speziellen betrifft, so ist die Behandlung der Schußwunden zuerst hierher zu rechnen, welche damals noch neu waren und über deren Natur man noch sehr im Dunkeln war. Ambrosius Paré war der erste, der dieselbe erkannte und den richtigen Weg, welchen man einzuschlagen hatte, angab. Ueberhaupt zeigt sich in allen seinen Leistungen das edle Bestreben, die chirurgischen Operationen, welche in jener Zeit auf die barbarischste Weise vollzogen wurden, zu vereinfachen und weniger grausam zu machen. Die gewöhnlichsten Operationen, wie die Amputation, die Reduction von Luxationen, wurden auf eine so schauderhafte Weise vollzogen, daß die Kranken lieber starben, als sich denselben aussetzten, und wenn sie sich zu denselben entschlossen, oft während oder bald nach der Operation starben. Man goß siedendes Oel auf die amputirten Glieder, um der Hämorrhagie Einhalt zu thun, — Paré, der dieses Verfahren eher eines Henkers als eines Chirurgen für würdig hielt, erfand die Kunst, oder war zum wenigsten der Wiederhersteller derselben, die Blutgefäße zu unterbinden, und bediente sich zu diesem Zwecke flach gebogener dreieckiger Nadeln und eines eigenen Nadelhalters. — Um die Trepanation machte er sich durch gründliche Auseinandersetzung der Anzeigen und Gegen-

anzeigen verdient, wendete zuerst den Exfoliativ-Trepan an und eiferte gegen die Anwendung des Trepans auf den Nähten des Schädels und auf den Schläfen. — Er machte von Neuem die ganz in Vergessenheit gerathene Operation der Hasenscharte und bediente sich dazu stählerner, eckiger Nadeln, die mit einem Oehr versehen und vermittelst derer gewichste Fäden durch die Ränder der Lefzen gezogen wurden. Mit diesen Fäden umschlang er in einer ∞ die Nadeln. — Wir finden bei ihm die ersten bessern Grundsätze über die Bruchoperation, und er behandelte die Hydrocele vermittelst des Haarseils, indem er eine dreieckige Nadel mit einem vielfachen, seidenen Faden durch die Hautbedeckungen und die Scheidenhaut stach, den Faden darin liegen und heraushängen ließ und täglich daran zog. — Auch um die Augenheilkunde machte er sich verdient. Lagophthalmus und Entropium operirte er durch Ausschneidung eines Stücks, rupfte die Wimpern aus und zerstörte die Haarwurzeln mit dem glühenden Eisen. Er öffnete das Hypopyon durch einen Stich am Rande der Hornhaut und drückte dann den Eiter aus. Auch erwähnt er künstlicher Augen von Silber und Gold, die man unter die Augenlieder schieben mußte. Kann der Kranke dieses nicht ertragen, so wird ein ganzes gemaltes Auge mit Augenliedern mittelst einer um den Kopf gehenden Feder angelegt. Das Staphylom operirte er durch Ausschneidung eines kleinen Stückchens. — Auch über die Zahnkrankheiten giebt er interessante Vorschriften, empfiehlt mehrere Zahninstrumente und erkennt als Hauptursache der Caries der Zähne eine eigene Art von Würmern an. — Er erwähnt zuerst künstlicher Gaumen von Gold- oder Silberplatten, die mittelst Schwämmchen eingesetzt werden, und er ersetzte den Verlust des vorderen Theiles der Zunge durch eine tellerartige, in den Mund zu legende Platte so gut, daß der Kranke wieder sprechen konnte. Er war ein großer Freund der Paracentese der Brust, sowohl beim Empyem als bei penetrirenden Brustwunden und pflegte sie theils mit dem Messer,

theils mit dem Glüheisen zu verrichten. Die Paracentese des Bauchs beschreibt er sehr genau und warnt vor dem Einstechen in die linea alba, und überhaupt da, wo starke Aponeurosen sich befinden Nach Oeffnung der Bauchhöhle legte er eine gekrümmte, silberne Röhre mit umgebogenem Rande und mit Befestigungsfäden versehen, ein, die er darin liegen ließ, und er suchte zu verhindern, daß die im Unterleib befindliche Flüssigkeit plötzlich ausfließe, weil dieses sehr leicht einen raschen Tod herbeiführen könne. — Bei der Castration öffnete er den Hodensack in seiner ganzen Länge, löste darauf den Hoden los, unterband mittelst einer Nadel den Samenstrang und schnitt den Hoden unter der Ligatur ab. — Außerdem machte er sehr gute Bemerkungen über die Gehirnerschütterung, an der Heinrich II. gestorben war, und über die Vereiterungen der Leber, die nach Kopfverletzungen entstehen. Die Verletzung des nervus medianus Karls IX. bei einem Aderlaß heilte er glücklich. Er erfand ein eigenes gerades Pharyngotom, ein eigenes Brenneisen für die Geschwulst des Zäpfchens, machte die Bronchotomie mit Glück und suchte die Gefäßfistel vermittelst der Ligatur zu heilen.

Wie sehr Ambrosius Paré über seine Zeit erhaben war, beweisen die Rückschritte, welche die Chirurgie nach seinem Tode wieder machte; und von seinen Nachfolgern, die an den alten herkömmlichen Formen und Methoden fest hielten und ihm seine Neuerungen zum Verbrechen anrechneten, nicht verstanden, gehörte noch eine lange Reihe von Jahren dazu, bevor seine Grundsätze allgemeinen Eingang fanden.

Baron Larrey*).

Der junge Larrey, an den Ufern des Adur, zu Beaudeau geboren, von Eltern, die mit Glücksgütern wenig bedacht waren, aber die der Achtung ihrer Mitbürger genossen, war kaum 13 Jahre alt, als er, eine Waise geworden, sich dem Studium widmete. Nach sechs Jahren verließ er das Haus seines Onkels und ging nach Paris, um dort in einem öffentlichen Examen zu debütiren. Nach dieser Prüfung wurde er als Hülfsarzt für die königliche Marine zu Brest angenommen. In dieser Stadt angekommen, wurde er noch einmal von dem Corps der Aerzte der königlichen Marine examinirt, und alsdann einer Expedition nach Nord-Amerika als Chirurgien-Major beigegeben. Diese Reise benützte er, um Beobachtungen über die Seekrankheit zu machen und deren Ursachen zu erforschen. In Amerika selbst sammelte er Notizen über das Clima, die Producte, die Thiere, die physische Beschaffenheit, die Sitten und den Charakter der Bewohner von Terranova. Nach seiner Rückkunft zu Brest, gab er, als die erste Frucht seiner Erfahrungen, „Bemerkungen über die Hygieine der Marine" in den Druck. Nachdem die Rüstungen zur See eingestellt waren, erhielt Larrey gleich den übrigen Hülfsärzten sei-

*) Nach dem Französischen des Précurseur.

nen Abschied und kehrte nach Paris zurück, um dort auf's Neue zu studiren.

Als damals bei den Invaliden die Stelle eines Arztes frei geworden war, so machte er sie einer Menge Mitbewerbern streitig; aber ein ministerielles Gebot beraubte ihn der Stelle, auf die er nach dem Ausspruche aller seiner Examinatoren so gerechten Anspruch hatte. Jedoch ward er bald als Entschädigung zu Brest in seinen alten Grad wieder eingesetzt. Noch einmal entlassen und nach Paris zurückgekehrt, ward er als zweiter Arzt bei den Invaliden, unter Leitung des berühmten Sabatier angestellt, dessen Freund und Nebenbuhler er später geworden. Im Jahre 1792 wurde er als Wundarzt erster Klasse bei dem am Rhein zusammengezogenen Armeecorps des Marschalls Luckner angestellt. Seit dieser Zeit widmete er sich ganz dem feldärztlichen Dienste, und 20 Jahre lang scheute er nicht Kugeln und Kartätschen, wenn es galt, Verwundeten zu helfen. Er schaffte den Gebrauch, erst das Ende eines Kampfes abzuwarten, ehe man sich der Verwundeten annahm, ab, und verfiel darauf, ein ambulantes Spital zu bilden, eine Einrichtung, die später auch von den andern civilisirten Nationen nachgeahmt ward. Larrey erhielt bald den Grad eines Oberwundarztes beim Armeecorps des Marschall Luckner, und nicht lange hernach ward ihm von der Akademie der Wundarzneikunde einstimmig das erste Accessit des von ihr ausgesetzten Preises zuerkannt (obwohl er sich nicht unter den Bewerbern darum befunden hatte), indem die Akademie die wichtigen Fortschritte belohnen zu müssen glaubte, welche die militärische Chirurgie in diesem kurzen Feldzuge durch Larrey gemacht.

Von der Rheinarmee trat Larrey in demselben Grade zu der Expeditions-Armee von Corsica, der See-Alpen und Cataloniens über. Ehe er nach Toulon abging, erhielt er von der Regierung den Befehl, sein System der ambulanten Hospitäler nach einem größeren Maßstabe zu organisiren, um es bei der ganzen Armee einzuführen, und seine Arbeit wurde von den

Militärbehörden als ein Meisterstück betrachtet. Da während dem die Rüstungen wider Corsica eingestellt worden waren, so begab er sich an die spanische Gränze, wo die Armee versammelt war. Bald begannen die militärischen Operationen längs der ganzen Linie von Figueira, und Larrey war immer mitten im Kampfgewühle, wo seine Gegenwart unseren Soldaten zu großer Aufmunterung diente.

Als nach der Einnahme von Figueira und der Belagerung von Rosel der Friede geschlossen worden war, sollte Larrey zur Armee von Italien abgehen; da er aber wußte, daß eine neue Expedition gegen Corsica ausgerüstet wurde, an welcher er Theil nehmen sollte, so entwarf er noch eine höchst merkwürdige Schrift, in der er die herrlichen Entdeckungen verzeichnete, die er zur Erhaltung der Gesundheit der Truppen am Bord von Schiffen, sowie von den Mitteln, Ertrunkene wieder zu beleben, gemacht hatte. Ehe er nach Italien ging, erhielt er noch den Auftrag, die Militärhospitäler von Toulon, Antibes und Ibizza zu inspiciren und zu organisiren, bei welcher Gelegenheit er seine ausgedehnten Vollmachten benützte, um in der ersteren dieser Städte eine chirurgische und anatomische Anstalt zu begründen, die eine Pflanzschule von vortrefflichen Wundärzten für die Marine geworden ist.

Der Feldzug in Italien war weit vorgeschritten, als er dort ankam; auch hat er sich dort mehr durch Acte der Verwaltung, als in anderer Weise ausgezeichnet. Dort war es, wo er zuerst mit dem großen Feldherrn unserer Zeit in Berührung kam und die Bekanntschaft mit Desair, Jourdan, Kleber und so vielen anderen berühmten Kriegern machte, mit welchen er nachdem wieder auf den Schlachtfeldern zusammengetroffen. Larrey hatte eben die letzte Hand an sein System der ambulanten Hospitäler gelegt, als der Obergeneral Bonaparte diese Arbeit in Augenschein nahm. „Ihr Werk," sagte er zu ihm, „ist einer der herrlichsten Gedanken unseres Jahrhunderts, hinreichend, Ihren Ruf zu begründen."

Als der Tractat von Campo-Formio eine Waffenruhe zwischen Deutschland und Frankreich herbeigeführt hatte, benutzte Larrey dieselbe zu einer Reise nach Italien, um persönlich den Zustand der medicinischen und chirurgischen Wissenschaften dieses schönen Landes kennen zu lernen. Ueberall, wo er sich zeigte, wurde er als ein Gebieter aufgenommen; überall erschlossen sich ihm die Hospitäler und machten die Akademiker sich eine Ehre daraus, von seinen Einsichten zu profitiren. Er trug auf dieser Rundreise mächtig dazu bei, dem weiteren Umsichgreifen einer Viehseuche zu wehren, welche das offene Land des venetianischen Friauls heimsuchte und die ganze Halbinsel zu überziehen drohte. Die Einwohner erkannten diesen Dienst dadurch an, daß sie ihm eine Deputation zusandten, um ihm zu danken, und ihm ein Schreiben des Präsidenten dieser Provinz zu übergeben, das in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßt war.

Wir kommen nun zu dem dramatischsten Abschnitte des Lebens von Larrey. Kaum bezeichnet, um den Armeen beigegeben zu werden, die gegen England agiren sollten, erhielt er den Befehl, den französischen Truppen nach Aegypten zu folgen. Während der Ueberfahrt hatte der General Bonaparte Gelegenheit, die Verdienste des geschickten Wundarztes noch mehr zu würdigen und ihm in wahrer Freundschaft zugethan zu werden; er unterhielt sich viel mit ihm über die Gefahren, die ein Klima, wie das afrikanische, für französische Soldaten haben könnte. Leider gingen seine traurigen Ahnungen schon auf der Insel Malta nur zu bald in Erfüllung. Larrey fand Gelegenheit, einige Bemerkungen über die katarrhalischen Krankheiten, die intermittirenden Fieber und die Augenentzündung zu machen, welchen Uebeln deren Einwohner unterworfen sind. Die Geschichte hat mit Stolz der Bravour der Soldaten in den drei Kriegsjahren, die hier inmitten des glühenden Sandes von Aegypten und Syrien Kämpfe zu bestehen hatten, gedacht, aber sie hat das Benehmen des illustren Wundarztes hoch über

jedes Lob gestellt. Er rettete beim Angriffe von Alexandrien dem General Kleber das Leben, holte den General Menou aus dem Handgemenge heraus, und verband unter dem Feuer der feindlichen Batterien den Generaladjutanten Lasselez; dann die Ruhe benützend, die ihm der erste Sieg über die Araber gab, organisirte er in der Stadt Musterhospitäler. Als die Armee eine Bewegung auf Cairo gemacht hatte, folgte er ihr fünf Tage lang durch die öden Wüsten, die Lybien umgeben. Es fehlte ihr an Proviant, und die Leiden waren schrecklich, die sie zu erdulden hatte; aber so wie ein Soldat aus Ermüdung, vor Hitze oder von Scorpionen gestochen niedersank, kam Larrey sofort herbei, ihm beizustehen. Alle Verwundeten des großen Tages der Pyramiden wurden nach Cairo in Hospitäler gebracht, die Herr Larrey zu improvisiren schien. Einige Tage darnach fiel das Gefecht vor Salehyeh vor, in welchem der General Destre, damals Oberst des siebenten Husarenregiments, durch neun Säbelhiebe und eine Kugel verwundet wurde, die sich in die Brust versenkte; dennoch gelang es dem Herrn Larrey, diesen wackern Militär herzustellen, was als ein Wunder angesehen wurde. Als die Armee nach Cairo zurückgekehrt war, leuchtete Herrn Larrey die Nothwendigkeit ein, dort eine Schule der Chirurgie und der Anatomie zu begründen, um Subjecte für den Dienst der neuen Hospitäler zu haben, die er anzulegen beabsichtigte.

Der syrische Feldzug eröffnete sich unmittelbar nach der Niederlage der Araber zu Salehyeh. Man gab in demselben Herrn Larrey den Beinamen: „die Vorsehung des Soldaten.“ Die Pest richtete ihre Verheerungen an; es fehlte an Wasser und an Lebensmitteln; die feindlichen Stämme wurden täglich furchtbarer, und die französischen Reihen mit jedem Tage lichter. Nach dreizehn vergeblichen Stürmen waren die Truppen genöthigt, die Belagerung von St. Jean d'Acre aufzugeben und ihren Rückzug nach Aegypten zu bewerkstelligen. Die Zahl der Verwundeten und Kranken war groß; um sie alle zu retten,

erfand Herr Larrey mobile Hospitäler, von Ochsen und Pferden gezogen. Der General Bonaparte wollte, daß seine Pferde zuerst zu diesem Zwecke verwendet würden, welche edle Uneigennützigkeit bald von den andern Chefs der Armee nachgeahmt wurde. Nach 60 Lieues Strapazen und Entbehrungen, ohne andere Nahrung als Kameel- oder Pferdefleisch, mit Schießpulver statt des Salzes gewürzt, kehrte die Armee mit allen ihren Kranken, welche Herr Larrey sofort in den verschiedenen Hospitälern unterbringen ließ, die er vor seiner Abreise angelegt hatte, nach Aegypten zurück.

Unglücklicher Weise bot selbst Aegypten den französischen Truppen wenig Ruhe dar. Da zugleich auf verschiedenen Puncten mehrere Aufstände ausbrachen, so mußte der General Bonaparte sofort seine gesammte Macht zusammenziehen, um es aufs Neue zu erobern. Nichts beurkundet wohl besser die Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit, die Herr Larrey unter so ernsten Umständen zeigte, als die Huldigung, die ihm auf dem Schlachtfelde zu Abukir zu Theil wurde: er empfing nämlich aus den Händen des Obergenerals einen goldenen Degen mit der einfachen Inschrift: „Larrey zu Abukir.“ Eine andere Belohnung wartete seiner in Frankreich; als die Armee zu Marseille gelandet war und sich am Ufer in Schlachtordnung aufgestellt hatte, verkündete ein Tagesbefehl, daß Herr Larrey nach Paris berufen sei, um als Oberwundarzt der Garde des Consuls zu fungiren. Diese Kunde ward aus allen Reihen mit lauten Beifallsäußerungen begrüßt. Nach seiner Installation ward er von den jungen Leuten, welche die Schulen der Arzneikunde und der Chirurgie besuchten, gebeten, einen Cursus über militärische Chirurgie zu halten; ehe er sich diesem aber fügen konnte, mußte er, den Vorschriften des Gesetzes gemäß, Angesichts der Professoren der Fakultät eine Disputation halten, und diese fiel denn auch aufs glänzendste für ihn aus. Von nun an legte Herr Larrey sich mit Erfolg auf den Unterricht, er vereinigte mit vieler Klarheit in der Auseinander-

setzung der Thatsachen eine große Zierlichkeit des Ausdrucks, und dieser doppelte Vortheil verschaffte ihm einen außerordentlichen Zulauf. Nach der Installation der kaiserlichen Regierung erhielt Herr Larrey den Befehl, sich ins Lager von Boulogne zu begeben, und als die 100,000 Mann, die in England hätten landen sollen, nach Deutschland beordert wurden, da folgte er ihnen an die Ufer des Rheins. Da begann wieder eine neue Aera für die Thätigkeit des illustren Wundarztes der Armee des Orients. Gleichwie in Aegypten und Italien, richtete Herr Larrey abermals fliegende Lazarethe ein.

Einige wenige Tage waren hinreichend, damit fertig zu werden, und der Kaiser bezeigte ihm seine Zufriedenheit darüber mit den Worten: „Sie wären mir fast zuvorgekommen." Der wackere Arzt war bei allen Kämpfen der großen Armee zugegen, und die Schnelligkeit, womit diese einander folgten, gab ihm vollauf zu thun, sowohl in der Sorge für die feindlichen als für die eigenen Verwundeten. Er widmete sich ihrer Pflege mit einer Hochherzigkeit, die an seine Hingebung für die Pestkranken zu El-Arisch erinnert, wo dieselben, an Aussatz und von Ungeziefer leidend, durch einander in unterirdischen Höhlen lagen.

An dem Tage der drei Kaiser bedeckte Herr Larrey sich mit Ruhm; er war überall, wie der große Feldherr, und man sah ihn die Soldaten auffangen, so wie sie wankten. Die Gesundheitsbeamten waren Tag und Nacht auf dieser Stätte der Trauerscenen beschäftigt, während sie ihrem Chef die schwereren Operationen überließen. So wie die Verwundeten nothdürftig verbunden waren, ließ Herr Larrey sie in die Hospitäler von Brünn, Hollabrunn und Wien, die er dort zuvor eingerichtet hatte, abführen, und eben so, wie früher, wurden die Russen, die Oesterreicher, die Baiern, deren es in Menge gab, gleich gut, wie die Franzosen selbst besorgt. Nach der feierlichen Zusammenkunft der drei Kaiser trat die Armee ihren Rückzug nach dem Rhein an. Herr Larrey folgte ihr nicht; da er sah, daß

in den Lazarethen, die sie zurückließ, der Typhus ausbrach, so wollte er es keinem Andern überlassen, diese Epidemie zu bekämpfen. Dem Feldzuge von Austerlitz folgten bald die von Preußen, von Sachsen und Polen, und Herr Larrey erhielt abermals die Leitung des Gesundheitsdienstes dieser verschiedenen Expeditionen. Auf dem Schlachtfelde von Eylau mit dem Verbinden der Verwundeten beschäftigt, die er nach dem stärksten Anrennen auf einen Haufen hatte vereinigen lassen, sah er sich plötzlich durch eine unerwartete Bewegung der russischen Macht bedroht; da entstand ein allgemeiner Schrecken; doch reichte ein Wort von Larrey hin, die Seinigen zu beruhigen. „Ihr wollt dem Tode entrinnen," rief er ihnen zu, „und Ihr stehet im Begriffe, ihm entgegen zu eilen! verhaltet Euch ruhig, und man wird Euer Unglück respectiren; ich meinerseits schwöre, daß ich mit Euch sterben will."

Herr Larrey war seit einiger Zeit zurück in Paris, als die französischen Armeen den Befehl erhielten, in Spanien einzufallen. Er schuf für diesen Feldzug eben so, wie er es für die Feldzüge in Preußen, Sachsen und Polen gethan hatte, ein System fliegender Lazarethe, das der Beschaffenheit des Bodens angemessen war: für die Ebene höchst leichte, zweirädrige Wagen, mit einem einzigen Pferde bespannt, aber für die Gebirge und Hohlwege eine Art von Ruhebetten, die auf den Rücken von Maulthieren getragen werden konnten. Die Strapazen dieser Expedition zogen Herrn Larrey eine Krankheit zu, die ihn der Armee fast geraubt hätte. Er kehrte in der letzten Periode seiner Genesung nach Frankreich zurück, und er war gänzlich hergestellt, als wieder die Feindseligkeiten mit Oesterreich begannen. Sein wackeres Benehmen bewundernd, ertheilte Napoleon ihm zu Eßlingen, wo Lannes tödtlich verwundet wurde, in Gegenwart der ganzen Armee die schmeichelhaftesten Lobsprüche. Zu Wagram ernannte ihn Napoleon in dem Augenblicke, wo er unter dem feindlichen Feuer die Generale d'Aboville, Corbineau und Dosmenil amputirte, zum Baron,

mit einer Dotation von 5000 Franken Revenuen. Nach dem Frieden von Schönbrunn kehrte Herr Larrey nach Frankreich zurück, und trat seinen Dienst als Oberarzt des Hospitals der Garde wieder an. Um mit der Aufzählung der Feldzüge zu Ende zu kommen, die Herr Larrey mitgemacht hat, haben wir nur noch der Expedition von 1812 gegen Rußland und der Schlacht von Waterloo zu erwähnen. Die Zahl der Todten und Verwundeten in der blutigen Schlacht an der Moskwa wird auf 40,000 angegeben. Nie hatte der Gesundheitsdienst einer größern Entwicklung bedurft; dennoch wußte Herr Larrey Rath zu schaffen, und in vier und zwanzig Stunden waren 10,000 Verwundete, Russen wie Franzosen, verbunden, die sofort in die Hospitäler von Smolensk, Witepsk und Mosaisk geschafft wurden. In dem nachherigen Rückzuge hatte Herr Larrey die verderblichen Wirkungen der Kälte und der Entbehrungen noch mehr zu bekämpfen, als die der Verwundungen: er wehrte die Erschöpfung der alten Soldaten durch stärkende Mittel, die er aus Pferdefleisch und Kräutern des Bodens anfertigen ließ; zugleich gab er ihnen das Beispiel des Muthes und der Resignation, und wenn sie halbtodt in den Schnee sanken, so ließ er sie auf die Wagen des Lazareths legen, und achtete aufs sorgsamste darauf, daß sie ihrerseits keine Unvorsichtigkeit begingen. Eben so, wie bei dem Rückzuge von St. Jean d'Acre, blieb er stets bei der Arriergarde, um die Verwundeten zu sammeln und Niemand hilflos zu lassen. Auch war er so vorsichtig, alle Hospitäler räumen zu lassen, sobald man retirirte, so daß nur solche Kranke zurückblieben, die nicht ohne Lebensgefahr zu transportiren waren. Zu Waterloo sah Herr Larrey mit Schmerz die kaiserliche Macht zusammenbrechen und den Rest der Veteranen Frankreichs fallen; beschäftigt, ihnen seine Dienste zu widmen, wurde er selbst verwundet und gefangen genommen. Die Restauration von 1815 gab diesen edlen Bürger dem Vaterlande wieder, und der König ließ ihn nicht allein nicht auf die Proscriptionsliste bringen,

sondern verlieh ihm den Titel als Oberwundarzt der königlichen Garde.

Die nicht sehr lästigen Functionen dieser Charge ließen ihm Muße, eine Menge Schriften in Ordnung zu bringen und zu beendigen. Die Restauration hat ihm auch seine Anstellung als Mitglied des allgemeinen Gesundheitsrathes gelassen, die er im Jahre 1805 durch ein kaiserliches Decret erhalten hatte. Alle Monarchen haben ihn in Rücksicht auf die Dienste, die er der Menschheit erwiesen, mit Lobsprüchen, Geschenken und Decorationen überhäuft. Er ist im Besitze von dreizehn mit Diamanten besetzten und mit den Bildnissen der erlauchten Geber geschmückten Tabatieren. Napoleon nannte Herrn Larrey den redlichsten Mann seines Jahrhunderts. Die Schlachten von Lützen und Bautzen hatten weit mehr Verwundete ergeben, als irgend ein anderes Treffen; das schien den Kaiser zu befremden, und einige Höflinge, die des langen Krieges überdrüssig waren, gaben ihm zu verstehen, es seien das meistens Selbstverwundungen seiner Soldaten, um nur nicht mehr kämpfen zu dürfen. Das war eine Verleumdung, welche die Ehre der französischen Truppen schwer verletzte, die aber dennoch einigen Glauben bei Napoleon fand, so daß er Herrn Larrey, der dieselben dawider in Schutz nahm, zum Präsidenten einer Commission ernannte, welche die Sache genau untersuchen sollte. Als Baron Larrey darüber dann Bericht erstattete, sagte er: „Ich werde Ewr. Majestät beweisen, daß diese wackere Jugend schändlich verleumdet worden ist, und daß ich nach der strengsten Untersuchung auch nicht einen einzigen Schuldigen gefunden habe." Als der Kaiser dann den Rapport sorgsam durchlesen hatte, reichte er ihm gerührt die Hand und sagte: „Wie glücklich ist der Monarch, der einen Mann sein nennt, wie Sie, ich werde Ihnen meine Befehle schicken." Noch denselben Abend erhielt Herr Larrey vom Kaiser dessen reich mit Brillanten eingefaßtes Bild, ein Geschenk von 6000 Franken und eine Pension des Staates von 3000 Fr., außer

jeder andern Belohnung, wie das Decret besagte, die er durch seine Grade, seine Anciennität und seine künftigen Dienste verdient hat.

Herr Larrey hatte gleiche Tugenden in seinem Privat-, wie in seinem öffentlichen Leben; ein guter Vater, ein guter Gatte, ein vortrefflicher Freund, war er gegen Jedermann freundlich, und der Arme wußte, daß er ihm vertrauen durfte; auch ist er, seiner Redlichkeit wegen, von allen Regierungen in Frankreich respectirt worden.

Die von ihm verfaßten Werke, ungefähr 12 Bände großoctav, sind sämmtlich in einem merkwürdig reinen Style geschrieben. In alle europäische Sprachen übersetzt, haben sie den Beifall aller Akademieen gefunden, und ihren Verfasser zum Mitgliede dieser gelehrten Gesellschaften gemacht.

Herr Larrey war Mitglied des egyptischen Instituts, des Instituts von Frankreich, der Gesellschaft der Nacheiferung, der medizinischen Facultät von Paris, der Akademieen von Toulouse, Montpellier, Lyon, Wien, Berlin, Jena, München, Brüssel, Madrid, Rom, Neapel, Turin und noch mancher andern.

Zum Ritter der Ehrenlegion bei der Errichtung dieses Ordens ernannt, ward er im Jahre 1804 zum Offiziersgrade befördert, wozu ihm der Kaiser selbst die Insignien überreichte, als die dem Feinde abgenommenen Fahnen im Invaliden-Hôtel aufgehangen wurden; auf dem Schlachtfelde von Eylau wurde er endlich zum Commandeur des genannten Ordens ernannt. Auch war Herr Larrey Mitglied von dem Orden der eisernen Krone und von mehreren fremden Orden.

Baron des Genettes

geb. zu Alençon 1762, geſt. zu Paris den 4. Febr. 1837.

Dr. René Nic. Dufriche Baron des Genettes verſchied im K. Invalidenhauſe als deſſen Oberarzt. Er war ehemals Generalarzt der Armeen, ſeit 1793 Oberarzt bei der Armee in Italien, dann in Aegypten und Syrien, ſpäter Prof. der Phyſiologie und Diätetik an der école de médecine zu Paris, Generalarzt bei den Feldzügen der Armee in Deutſchland, in Spanien und Rußland, erſter Arzt der Armée und der kaiſerlichen Garde auf dem Schlachtfelde von Waterloo u. ſ. w.; als Schriftſteller durch die „Histoire médicale de l'armée d'Orient“ (Par. 1802, deutſch von Tſchöpern, Prag 1812), „Eloges des Académiciens de Montpellier“ (Par. 1811) und durch zahlreiche Abhandlungen und Aufſätze in der Décade Egypt., Leroux: Journal de méd. etc. bekannt. Er beſaß bis zu ſeinem Tode die volle Kraft und Lebendigkeit des Geiſtes. An ſeinem Grabe wurden zahlreiche Reden gehalten. Eine (wie die Gazette des Hôpitaux ſich ausdrückt) mit der „voix enchanteresse“ des Hrn. Pariſet (im Namen der Academie), eine andere durch das „noble et robuste organe“ von Brouſſais (im Namen der Militairärzte) und die dritte „par l'éloquence mâle“ von Bouillaud (im Namen der Facultät). Als Desgenettes mit Napoleon in Syrien war,

weigerte er sich, dem Befehle Napoleon's, welcher in Jaffa gern die Kranken los sein wollte, diese mit Opium zu vergiften, Folge zu leisten. „Meine Kunst hat mich gelehrt, Menschen zu retten, aber nicht umzubringen," war die heroische Antwort von Desgenettes. Und dennoch machte Desgenettes alle Feldzüge mit dem Kaiser mit; von dem ersten Siegesaufschwunge in Italien an, bis zum Sinken in Waterloo. — In dem denkwürdigen Rückzuge in Rußland war Desgenettes Gefangener. Er verlangte kühn seine Freiheit, „nicht als Gnade, sondern als Recht," sich auf den Charakter seines Standes berufend und insbesondere auf die Sorgfalt, welche er sowohl auf Russen als auf Franzosen verwendet hatte. Ein kaiserl. Ukas setzte ihn bald in Freiheit. Desgenettes hat Mehreres geschrieben, unter Andern eine Analyse des absorbirenden und lymphatischen Systems, und eine „medicinische Geschichte der östlichen Armee;" sein Leben war indessen mehr der Praxis, als der Theorie geweiht. Die durch seinen Tod vacant gewordene Professur der Hygieine ist interimistisch durch das Loos wieder besetzt, oder wie sich ein französisches Oppositionsblatt ausdrückt, in einer Lotterie verspielt worden. Die Facultät fragte nämlich bei den aggregirten Professoren an, wer von ihnen vorbereitet wäre, diese Vorlesungen zu halten, und sie fanden sich fast alle dazu bereit. In Verlegenheit, wen man wählen sollte, mußte das Loos entscheiden, in Folge dessen die HH. Broussais und Menière erwählt sind. Zu den spätern Concursen sollen sich über 30 Kandidaten gemeldet haben.

II.

Novellen und Skizzen.

Die seltsame Augencur.

Novelle, nach einer wahren Begebenheit.

Von

Dr. Hermann Meynert *).

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es giebt sich selber Licht und Glanz.
Schiller.

1.

Kein Stand der Welt vermag das Reich der Begebenheiten von einem so eigenthümlichen Gesichtspuncte aus zu erblicken, als der Arzt. Freilich mögen ihm die geistigen Grundbedingungen nicht selten aus den Augen schwinden, und er daher vielleicht bisweilen zum eigenthümlichen Krankheitsfalle, zum zufälligen Nervenreize stempeln, was die Menschheit an ihren Helden und Vorkämpfern als Eingebung des Genius, als Lichtgeburt der Begeisterung anstaunt und vergöttert. Aber dafür ist ihm auch ein prophetisch-tiefer Blick in die geheimsten Triebfedern menschlichen Thun und Lassens gegönnt; er weis die Wirkungen derselben mit ihren Grundursachen in richtigen Einklang zu bringen, die Grenzen einer jeden zu bestimmen;

---

*) Aus Ad. Bäuerle's Wiener Th.-Zeitung 1838.

er wird erklären, wo wir Anderen nur zu staunen, wird entschuldigen, wo wir nur zu verabscheuen wissen.

In einem Fenster von Lloyds berühmtem Caffeehause in der Londoner City, lehnte ein junger deutscher Arzt, Dr. Warnau aus Augsburg, und verfolgte die dünnen, abenteuerlich sich ringelnden Rauchstrahlen seiner Havannahzigarre, mit sinnendem Auge. Er befand sich erst seit kurzer Zeit in dieser größten Stadt Europas, wohin der Wunsch, seine wissenschaftlichen Kenntnisse zu vermehren und das Leben, dessen ungeschmälerte Totalansicht dem Arzte so dringend vonnöthen, von neuen Seiten kennen zu lernen, ihn auf unbestimmte Zeit geführt hatten. Er verlor sich träumerisch in dieser Welt von Menschen, Speculationen, Waaren und Ideen, in diesem klirrenden Vernichtungskampfe des Geldes gegen das Geld, und die ungeheueren Massen von Summen und Zahlen, welche dieser unaufhörliche Kampf tagtäglich in Bewegung setzte, schienen ihn beinahe erdrücken zu wollen, gemahnten ihn oft fabelhaft und unheimlich. Die Personen, welche das Caffeehaus belebten, meist Kaufleute und Mäkler, bewegten sich abgemessen, kalt, wie arithmetische Figuren, durch einander; jedes Gesicht schien zu zählen und zu rechnen, jede Falte darin sah einer Ziffer gleich. Eine Weile staunte er dieses wunderliche Treiben mit wechselndem Interesse an; er hörte dieses geizige Zischeln und Flüstern, das jenen Zahlen und Waaren nur halblaute Betonung gab, als fürchte es, daß ein Anderer mit dem Schalle der Sache weiter speculiren könne; allmälig aber grauste ihn vor der mumienhaften Starrheit und Heimlichkeit des Bildes, er warf seine Cigarre weg und eilte hinaus ins Freie.

„Ich muß ins Freie!" so hatte er sich selbst gesagt, als der Cigarrendampf und der Dunst der Geschäftmacherei drinnen im Caffeehause, ihm Brust und Seele beklemmten. Und da stand er jetzt, angeblich im Freien, das heißt eingeschlossen von hohen schwarzen Häusern, die ihn mit ihren erleuchteten Fenstern mißtrauisch, wie riesige Gefängnißwärter, anschauten.

Ein schaler Kohlengeruch verderbte die Atmosphäre; es roch übel nach den großen Erfindungen der Zeit, nach Dampf und Gaskessel und Maschinenwesen, und man mußte bewundern und sich die Nase zuhalten, wenn man Londons räucherige Größe musterte. Zahllose Gasflämmchen mühten sich, die Nacht in einen künstlichen Tag zu verkehren; Wagengerassel und Peitschenknallen waren die lärmenden Pulsschläge dieses Lebens; es war eine tolle Maskerade zwischen Tag und Nacht, welche in dieser Stadt einander unaufhörlich Lügen strafen und immer da beginnen, wo sie eigentlich aufhören, da enden, wo sie anfangen sollten.

Während er dieses bunt-finstere Gemälde mit dessen schroffer Kälte und unorganischen, gewaltsamen Lebenszeichen, anstarrte, wurde er plötzlich auf die Schulter geklopft, und ein Gesicht, das ihm nicht fremd war, stand vor ihm. Es war ein ihm bekannter Arzt, an welchen er selbst Empfehlungsbriefe mitgebracht hatte. Doctor Pickletown — so hieß der Mann — mochte über siebzig Jahre zählen. Man maß ihm große Kenntnisse bei, namentlich galt er für einen der geschicktesten Augenärzte, und Warnau selbst hatte den guten Willen, noch von ihm zu lernen. Zeit und Gelehrsamkeit hatten den alten Herrn noch bei Lebzeiten zum Leichname ausgetrocknet. Sein Gesicht war nur mehr eine einzige Runzel, Kinn und Lefzen waren Eines geworden, und hatten blos noch eine breite, abschüssige Schlucht zur gemeinschaftlichen Grenze, die höchstens dann noch für einen menschlichen Mund anzusehen war, wenn der Inhaber sich ihrer zum Sprechen oder zum Essen bediente. Eine blonde Perrücke war, als Pasquill, auf diesen Kopf geklebt. Man kann daraus entnehmen, daß Master Pickletown nicht zu den Schönheiten seines Jahrhunderts gehörte, und hätten nicht seine lebhaften gutmüthigen Augen Fürbitte eingelegt, so würde man dem Gesichte die Anwartschaft des Menschlichen leicht haben streitig machen können. Aber Pickletown's Seele war weit jünger und weit schöner, als sein

Körper, und unter einer bizarren Hülle barg er einen klaren Verstand und ein fühlendes Herz, obgleich auch diese geistigen Schönheiten sich gern in der Form des Breiten und Sonderbaren aussprachen. Sein Gedächtniß, vollgepfropft mit interessanten Krankheitsfällen, die er gern vor Collegen auskramte, glich einer Sammlung grausig-kunstreicher Präparate. Medicinische Zeitungen lugten aus allen Taschen seines grauen Rockes hervor, und gewöhnlich war selbst der gigantische Regenschirm, den er jederzeit bei sich trug, mit Büchern angefüllt. Kurz, Master Pickletown mit seinen Rocktaschen, seinem Gedächtnisse und seinem Regenschirme, war eine wandernde Bibliothek.

Warnau konnte sich eines leichten Lächelns nicht erwehren, als der seltsame Mann ihn grüßte, und, sogleich zu ärztlichen Gesprächen übergehend, vor ihm stehen blieb. Pickletown ergoß sich in eine lange und scharfe Kritik über Ramadge's eben erschienene „heilbare Auszehrung," kam dann auf seine Tagesvisiten und auf seine Patienten zu sprechen.

Plötzlich sah er nach der Uhr. Ueber mich alten Plauderer! sagte er. Hätte ich doch beinahe die Stunde verpaßt, zu welcher ich eine meiner interessantesten Visiten abzustatten habe. Auf Wiedersehen, mein Freund!

Er lief hastig einige Schritte fort, blieb dann stehen und rief Warnau, der mittlerweile ebenfalls schon einige Schritte nach der entgegengesetzten Seite gegangen war, zurück.

Wollen Sie mich begleiten, sprach er, so können Sie einen ganz eigenthümlichen Fall sehen. Es wäre mir sogar lieb, Ihre Ansicht zu vernehmen, denn ich gestehe, daß ich mir in dieser Sache nicht klug genug bin.

Warnau, der Nichts zu versäumen hatte, sagte mit Vergnügen zu; Pickletown faßte ihn unter dem Arme, und so gingen die beiden Doctoren in lebhaftem Gespräche mit einander die Straße entlang, bis sie zuletzt in ein Haus eintraten.

Jetzt passen Sie hübsch auf, und nehmen Sie Ihren ärztlichen Scharfsinn zusammen! flüsterte Pickletown seinem Begleiter zu, als sie schon vor der Thüre standen. Ein Bedienter öffnete. Im Vorzimmer empfing sie eine Dame in den mittleren Jahren, und führte, als Pickletown ihr in seinem Freunde einen Collegen vorstellte, dessen Meinung er zu hören wünsche, sie durch mehrere Zimmer in ein mäßig erhelltes Gemach, in dessen Hintergrunde auf einer Chaise-longue ein junges Frauenzimmer saß.

Die Dämmerung, welche der Schein einer Ampel in dem Gemache verbreitete, ließ Warnau im ersten Momente nichts Näheres unterscheiden. Die junge Dame hatte die Augen geschlossen, und er glaubte daher anfangs, sie schlummere. Aber ein leichtes Wiegen ihres Hauptes und Oberkörpers verrieth, wie träumerisch auch diese Bewegung erschien, doch, daß sie wachte. Während Dr. Pickletown mit der älteren Dame in der Thüre des Gemaches stehen blieb und mit ihr leise über den Zustand der Kranken sprach, hatte Warnau Gelegenheit, die Letztere genauer zu betrachten. Er hatte recht gesehen, ihre Augen waren, ob durch Blindheit, ob durch andere Zufälle, fest geschlossen; dagegen sprach sich in dem ganzen Antlitze ein außerordentlich reges Seelenleben aus. Und jetzt nahm er auch wahr, daß die Blinde — er hielt sie für eine solche — schön sei, und nicht blos schön in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes; nein, es lag ein geheimnißvoller, rührender Reiz in diesen Zügen, der Anklang eines, die Welt der Farben und Gestalten überragenden Daseins, ein stilles, inneres Entzücken, und dabei wiederum ein tiefer, erschreckender Schmerz. Aber alle jene Empfindungen, welche sich auf der sanften Stirn, auf den lieblichen, etwas streng geschlossenen Lippen, wie ein zartes, halbklares Räthselspiel, verriethen, gewannen durch die von langen Wimpern, wie von einem kunstreichen Gewebe überdeckten Augen, ein eigenthümliches, geistiges Gepräge. Just in diesen geschlossenen Augen, welche der Welt so unerbittlich

ihr süßes Licht versagten und, unsichtbar, dennoch unendlich viel errathen ließen, schien der Ausdruck des Ganzen erst seinen vollen Abschluß zu suchen, und so stellte sich diese Erscheinung nur als der herrliche Torso eines herrlicheren Bildes dar, welches Ahnung und Sehnsucht zu vervollständigen sich mühten.

Warnau stand versunken in den Anblick der Blinden, welche die Nähe fremder Zeugen nicht wahrzunehmen schien und um so freier ihr inneres Leben walten ließ, das, wie ein stilles aber tiefbewegtes Meer, in ihren äußeren Zügen leise Wellen schlug. Pickletown hatte, nachdem die ältere Dame das Gemach verlassen, ihn schon einige Male am Aermel gezupft, ohne daß Warnau es bemerkte. Endlich erwachte er aus seinem Traume, und er hätte in seiner Zerstreuung beinahe ganz laut gefragt, was es gäbe, wäre Pickletown nicht zur rechten Zeit ihm mit der Hand nach dem Munde gefahren, um ihm die Lippen zu schließen.

Nicht wahr, ein curioser, ein ganz außerordentlicher Fall? fragte Pickletown wispernd.

Ja, sie ist unendlich schön, antwortete Warnau in völliger Gedankenlosigkeit.

Pickletown aber trat zu der Dame hin, faßte ihren Arm in der Gegend des Pulses, und fragte mit der unschönen, heiseren Stimme, welche die Natur ihm aufgedrungen: Wie befinden Sie sich, Miß?

Der Klang dieser Stimme schien sie nicht angenehm zu berühren; Mißmuth und lieblicher Eigensinn zuckten über ihr Antlitz, welches dadurch einen leichteren, kindlicheren Charakter annahm. Sie drückte sich tiefer in das Ruhebett zurück, und erwiederte halblaut und etwas verstockt: Wohl, wie immer.

Aber, theure Miß, fuhr der Doctor ungeduldiger fort: was soll der Arzt mit diesem „wohl, und immer wohl" anfangen? Ich bin kein Criminalrichter, und mit meiner Kunst geht es zu Ende, sobald meine Patienten sich wie hartnäckige

Inquisiten benehmen, auf meine Frage keine, oder nur halbe Antwort geben.

Je nun, wenn Ihre Patienten nicht bekennen wollen, so thun Sie, was dem Arzte noch weit bequemer und näher liegt, als dem Criminalrichter: lassen Sie sie sterben! entgegnete die Miß mit einiger Bitterkeit, die aber mehr noch nach einem geheimen Schmerze klang.

Sie bringen mich zur Verzweiflung! ächzte der gequälte Doctor. Ihr Puls geht unruhig, und Sie gefallen sich in Ihrem Unwohlsein; dadurch wird Ihr Zustand gefährlich. Noch ein Mal beschwöre ich Sie, erstatten Sie mir genauen Bericht, wie Sie sich fühlen, wenn ich Ihnen helfen soll!

Die Miß schwieg, und spielte launisch an der braunen Locke, welche sich von ihrem rechten Schlafe gelöset hatte und neugierig sich zu der schöngeformten Schulter hinabwiegte.

Ich nehme Sie zum Zeugen, Sir, daß mir keine Schuld beizumessen ist, wenn die Miß ungeheilt bleibt, rief der Doctor, sich zu Warnau wendend.

Jetzt erst erfuhr die Kranke, daß noch eine dritte Person im Gemache sei. Sie gab ihre nachlässige und verdrießliche Stellung auf, und ließ die Locke los, mit welcher sie ihr eigensinniges Spiel getrieben.

In der That, mein werther College, ich kann Sie nur beklagen, daß dieser schöne Mund Ihren Retterdienst verweigert, entgegnete Warnau erröthend, und trat der Kranken näher.

Warnau's Stimme hatte einen zum Herzen gehenden Wohllaut; ihr dunkler Tenor klang schwärmerisch und empfindsam. Die Miß wendete, mit einem milderen Ausdrucke, ihr Gesicht nach ihm, und ihr geschlossenes Auge schien, wie sehbegabt, prüfend auf ihm zu verweilen.

„Meine theure Miß!" fuhr Warnau etwas ermuthigt fort, „stoßen Sie nicht so grausam die Kunst des Freundes, des Ehrenmannes zurück, der den festen Willen und auch das

Vermögen hat, Ihnen zu helfen. Entdecken Sie meinem Freunde offen Ihren Zustand. Selbst wenn — setzte er zögernder hinzu — ein Seelenleiden an diesem schönen Herzen nagen sollte, verschweigen Sie es nicht; der welterfahrene Arzt wird, wenn auch nicht heilen, doch lindern können.

Die Kranke seufzte, und ehe Warnau es sich versah, stahlen sich zwei Perlen unter den herabgezogenen Wimpern hervor, und rollten, eine feuchte Bahn beschreibend, die blassen Wangen herab.

Pickletown wurde sehr aufmerksam. So viel hat die Miß mir in Monaten nicht bekannt, als sie Ihnen im ersten Augenblicke durch zwei Thränen offenbart! sagte er nicht ohne Rührung. — Dann lächelte er etwas empfindlich. — Ja, ja, fügte er hinzu: der alte Doctor Pickletown ist ungefällig und unangenehm geworden, und sein verwitterter Baß trifft den Ton schlecht, in welchem ein jugendliches Herz angeredet sein will. Auch ist er ein alter, halsstarriger Materialist, der der menschlichen Seele nicht auf psychologischem Wege, sondern nur mit Recepten und Pillen zu Hilfe kommen will. Geh, alter Bärenhäuter, du taugst nicht hieher; räum' einem Jüngeren den Platz!

Und Hut und Stock ergreifend, wendete er sich noch ein Mal zu der Kranken. „Ich sehe," sagte er verdüstert, aber ohne Bitterkeit: „daß meine Stimme Ihnen häßlich klingt, daß Sie kein Vertrauen zu mir haben, weil ich mit ihrem Ohre keine Freundschaft schließen konnte. So will ich mir wenigstens ein Mal Ihre Zufriedenheit erwerben, dadurch, daß ich gehe, und nicht wieder zu kommen verspreche. Sollte mein Freund, Doctor Warnau, Ihnen, wie es den Anschein hat, besseres Vertrauen einflößen, so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß er es verdient, und daß er so viel versteht, als ich. Ihre Hand, Miß; lassen Sie uns als Freunde scheiden! der Himmel lasse Sie bald genesen."

Er ergriff ihre Hand, die sie ihm freundlich gönnte; dann ging er. Warnau wollte ihm folgen, aber der Alte winkte ihm zu bleiben, und gern gehorchte er dieser Aufforderung.

Schweigend, beklommen athmend, stand er eine Weile der schönen Kranken gegenüber, welche schwieg, wie er, und wieder ihr seltsames Spiel mit der Locke begann. Von der eigenthümlichen Schönheit dieser Erscheinung bezaubert, verlor er in den ersten Minuten den wissenschaftlichen Zweck seines Hierseins fast gänzlich aus dem Auge. Allmälig aber erwachte in ihm auch der Arzt. Er bereuete jetzt sehr, daß er von Pickletown sich so ganz und gar keine Mittheilung über dessen bisherige Wahrnehmungen erbeten hatte, die, wie karg sie auch bei der bewiesenen Zurückhaltung der Miß ausgefallen sein mochten, ihm doch zu einiger Spur verholfen haben würden, und mußte nun theils von seiner schnellen Beobachtungsgabe, theils von der Zukunft sein Heil erwarten. Mit scharfem Blicke musterte er die Form dieser geschlossenen Augen; dicht senkten sich die Augenlieder darüber hinweg, aber eine leichte Falte in der Stirn, welche derselben nicht eigenthümlich zu sein schien, ließ ihn beinahe vermuthen, daß diese Augenlieder sich nicht von selbst so fest schlossen, sondern daß sie, indem sie sich senkten, einen Zwang erfuhren, der eben in jenem Zuge der Stirn sich aussprach und durch den Willen der Besitzerin ausgeübt zu werden schien. Sein junges, rüstiges Auge leistete ihm bei dieser Beobachtung allerdings bessere Dienste, als der blöde Blick und die beirrende Brille des alten Master Pickletown vermochten, und nach einer Weile wurde seine Vermuthung fast zur Gewißheit, denn die durch eine Zugluft aufflackernde Lampe warf zufällig auf die Augen der Miß ein grelles Streiflicht, das seiner Prüfung äußerst günstig wurde. Das war nicht krampfhafte Schwäche, welche jene Wimpern zusammendrängte; Kraft und Bewußtsein sprach aus allen Zügen dieses Antlitzes, und durch das Incarnat der zarten,

dünnen Decke dämmerte die volle runde Form der Augen, die nur künstlich umschleiert, unmöglich erloschen sein konnten.

Aber welche andere Ursache könnte diese schönen Augen so starrsinnig schließen? Wäre dieses sanfte Gesicht wirklich eines so fortgesetzten, so selbstverderblichen Eigensinnes fähig gewesen? Oder war es eine Wahnidee, welche die reizende Kranke mit der Unmöglichkeit täuschte, die Augen zu öffnen? Er zerbrach sich den Kopf, und vermochte sich keine Auskunft zu geben. Endlich ergriff er die Hand der Miß, deren warmer, zuckender Puls ihm bis in die innersten Tiefen seines Wesens dröhnte, und bat dringend: Miß, versuchen Sie die Augen zu öffnen!

Seine Bitte schien Eindruck zu machen. Es war, als dehne sich das gesenkte Augenlied und strebe sich zu öffnen. Aber plötzlich sank es wieder herab. — „Ich sehe Blut!" sagte die Miß dumpf und schreckhaft, und drückte, die Hände vorhaltend, ihr Gesicht in die Seitenlehne der Chaise-longue.

Ihre Worte klangen so grausig-wahr, so bang-überzeugend, daß Warnau unwillkürlich aufblickte, ob sich ein blutiger Gegenstand, oder Etwas von ähnlicher Farbe im Gemache befinde, das dem ungewohnten Auge wie Blut hätte erscheinen können. Aber nichts von all' dem war zu sehen; vielmehr bemerkte er jetzt, daß in dem Muster der Tapeten, wie in den Mobilien und Gardinen, die rothe Farbe mit ängstlicher Absichtlichkeit vermieden war, und daß man sie in der übrigen Zusammenstellung der Farben oft fühlbar vermißte.

Das däuchte ihm seltsamer, als Alles. Fast war er geneigt, in diesem irrwitzigen Abscheu vor dem Blute und Allem, was ihm ähnlich, die Spuren einer geheimen Schuld zu argwöhnen. Aber ein Blick in diese schönen, reinen Züge, deren klaren Spiegel zwar der Schmerz gedunkelt, unmöglich aber der Hauch der Sünde getrübt haben konnte, gab ihm sein volles Vertrauen wieder. Nur Theilnahme, Mitleid, Liebe und vielleicht auch etwas Neugier stürmten in seiner Seele fort.

Da öffnete sich leise die Thüre hinter ihm. Die ältere Dame, in welcher er jetzt die Mutter der Miß erkannte, blickte herein und winkte ihm. Er folgte ihr mit verhaltenem Tritte in das anstoßende Zimmer.

Mr. Pickletown hat mich unterrichtet, Sir, daß Sie die Güte haben wollen, sich der ärztlichen Pflege meiner armen Tochter zu unterziehen, sagte sie mit einiger Förmlichkeit. Er behauptet, daß es ihm, bei all' seinem Fleiße und seiner Erfahrung, nie gelingen könne, meiner Tochter zu helfen, weil der rauhe ungefällige Klang seiner Stimme dem doppelt empfindlichen Ohre der Blinden — wenn wir sie denn einstweilen so nennen wollen — Abneigung erwecke, und ihm ihr Vertrauen raube. Kranke sind wie Kinder; die Sinne tyranniſiren ihre Ueberzeugung, zumal wenn, wie hier, ein Organ auf Kosten des anderen sich die Alleinherrschaft erwirbt, das Ohr durch Vernichtung der Sehkraft. Der jugendliche, ansprechende Ton Ihrer Stimme scheint dem Gefühle Emiliens wohlgethan zu haben, und Sie werden ein leichteres Spiel haben, ihr Vertrauen zu gewinnen. Nehmen Sie sich freundlich und gewiſſenhaft der Armen an!

Sie reichte ihm die Hand, die er ehrerbietig küßte.

Seien Sie meines treulichſten Eifers verſichert, Mylady! ſprach er. Der Himmel wird meine Bemühungen unterſtützen. Doch vor allen Dingen geben Sie mir genaue Auskunft über den Zuſtand der Miß, und durch welche Zufälle es dahin gekommen?

Die Lady ſeufzte. Leider weis ich, die Mutter, nicht viel mehr, als Sie, der Fremde, erwiederte ſie. Emilie war ſtets ein gutes, gehorſames Kind; nur konnte ſie, bei aller Reinheit ihrer Geſinnung, ſich nie eines gewiſſen verſchloſſenen Weſens erwehren. Ernſt und ſinnig, pflegte ſie immer nur ihr eigenes Herz zum Vertrauten ihrer Empfindungen zu machen, und jedes Gefühl ſchien ihr an ſeiner Heiligkeit einzubüßen, ſobald ſie einen Namen dafür ſuchte, es die Schwelle ihrer Lippen

überschreiten ließ. So genoß auch ich das Vertrauen ihrer Seele, nicht das ihres Mundes, und ich mußte selbst dann, wenn meine eigene Erfahrung und mein Scharfblick mich ohne ihr Zuthun, in ihre Seelengeheimnisse eingeweiht hatten, mich hüten, meine Mitwissenschaft zu verrathen, um ihrem Gefühle nicht wehe zu thun, ihr die liebsten Bilder ihrer Phantasie und ihres Gemüthes nicht gleichgiltig, ja widerwärtig zu machen. Vor ungefähr achtzehn Monaten — wir befanden uns in Dublin, und Emilie hatte eben das sechszehnte Lebensjahr erreicht — machte sie in dem Zirkel einer irischen Gräfin, den wir häufig besuchten, die Bekanntschaft eines jungen Mannes. Aus Gründen lassen Sie mich seinen Familiennamen verschweigen! Noch war es keinem Manne gelungen, einen mehr, als flüchtigen Eindruck auf sie hervorzubringen. Ihm leider war es vorbehalten. Richard war schön, gebildet, von gutem Herkommen und nicht arm. Er empfand gleich bei dem ersten Zusammentreffen die feurigste Liebe für Emilien, die sie, zwar stiller, aber bald nicht minder lebhaft erwiederte. Das Verhältniß fand keine äußeren Schwierigkeiten; denn Richard war frei und selbstständig, und seine Verwandten, deren Zustimmung ihm wohl wünschenswerth, aber nicht unbedingt erforderlich war, bezeigten ihre größte Freude darüber, den zwar verständigen und vom Herzen guten, aber auch heftigen und leidenschaftlichen Jüngling unter das sanfte Joch der Liebe gebeugt zu sehen. Emiliens Geburt, ihre äußeren und inneren Vorzüge, und selbst ihre Vermögensumstände, waren jedem passenden Anspruche gewachsen Auch ich war damit zufrieden; denn Richard war liebevoll, gütig und für seine Jahre reich an Kenntnissen und Bildung; seiner angebornen Heftigkeit, hoffte ich, würde die Zeit und die Liebe vermittelnd entgegentreten. Zwar mußte ich nicht ohne einige Unruhe wahrnehmen, daß sein cholerisches Temperament und, vor Allem, seine unbegrenzte Eifersucht, Emilien manchen Sturm zuzogen, ihr manche Thräne entpreßten. Aber ihr zum Schweigen und zur Ver-

schlossenheit geneigtes Wesen, wußte mir das Uebelste immer zu verbergen; ich erfuhr nur, daß er heftig, obschon grundlos, gegen einen jungen Edelmann aus Frankreich eiferte, der durch seine galante Zudringlichkeit Emilien nicht selten lästig wurde. Eines Tages — nachdem, wie ich später vernahm, am Abende vorher Emilie wegen jenes Franzosen einen stürmischen Auftritt mit Richard gehabt hatte — erhielt sie einen Brief. Ich stand dabei, als derselbe ihr übergeben wurde, und erkannte in der Aufschrift Richard's Hand. Sie trat beiseite, um ihn ungestört zu lesen; aber sie hatte kaum einen Blick hinein gethan, als sie die Farbe veränderte. Ihr Zittern nahm zu, je länger sie las; ich fürchtete, sie umsinken zu sehen, und wollte ihr beispringen, aber sie behielt noch die Kraft, bis zu dem Kamine zu gehen und den Brief in die Flamme zu werfen. Mit starrem Auge sah sie das Papier zu Asche brennen; dann schrie sie laut auf und sank bewußtlos in meine Arme. Ich brachte sie zu Bette; mehrere Tage lag sie in wilden Fieberphantasieen; doch der an strenges Schweigen gewöhnte Mund verrieth selbst in der Glut des Fiebers und der Bewußtlosigkeit Nichts, was uns auf eine Spur des Vorgefallenen hätte bringen können. Die Kunst der Aerzte und die Kraft der Jugend siegten endlich über die Krankheit. Das Fieber wich. Nach drei Tagen schlug Emilie zum ersten Male wieder die Augen auf, aber mit einem fremdartigen, angstvollen Ausdrucke, der immer starrer wurde, bis sie plötzlich mit dem herzzerschneidenden Ausrufe: „Blut! ich sehe Blut!" die Augen wieder schloß. Seitdem versuchte sie, auf mein schmerzliches Flehen, nur zwei Mal noch, die Augen zu öffnen, aber jederzeit nur um sie im nächsten Momente mit dem nämlichen erschreckenden Ausrufe wieder zu schließen, und dieser Zustand ist von jener Zeit an derselbe geblieben. Zwar schwand nach und nach die stumpfe Fühllosigkeit, die sich in der ersten Zeit ihres ganzen Wesens bemächtigt hatte, sie wurde wieder mittheilend, theilnehmend, hörte mit Vergnügen erzählen und vorlesen. Aber nie ver-

mochte ich es mehr über sie, die Augen zu öffnen, obschon ich besorglich Alles aus ihrer Nähe entfernte, was auch nur durch seine Farbe, an den Gegenstand ihrer Furcht hätte erinnern können. Bei dem leisesten Versuche aufzublicken, entsetzte sie sich, und glaubte Blut vor sich zu sehen. Eben so wenig ich sie bewegen konnte, ihre freiwillige Blindheit aufzugeben, gelang es mir, ihr Etwas von dem Inhalte jenes verhängnißvollen Briefes, der Ursache ihres traurigen Zustandes, zu entlocken. Jeder Frage, ja jeder entfernten Anspielung, welche dahin zielte, setzte sie Seufzer und hartnäckiges Schweigen entgegen; noch heute ist mir dies Alles ein undurchdringliches Geheimniß. Ich hoffte, durch Veränderung desjenigen Aufenthaltes, wo sie so Schmerzliches erlebt hatte, wohlthätig auf sie einzuwirken, und da meine Angelegenheiten, die mich nach Dublin geführt hatten, ohnedies geordnet und beendigt waren, so kehrte ich, einige Monate später, mit Emilien nach London zurück. Aber meine Hoffnung täuschte mich. Emiliens Zustand blieb, bis auf jene Milderungen, welche die Zeit in ihrer Gemüthsstimmung hervorbrachte, derselbe, und trotzte bis zu dieser Stunde, meinen mütterlichen Sorgen nicht weniger, als der Kunst der Aerzte.

Und Richard? fragte Warnau gespannt.

Nie sah ich seit jenem Tage, an welchem Emilie seinen Brief erhielt, ihn wieder, antwortete die Lady. Auch der junge Franzose, welcher so grundlos Richard's Eifersucht erregt hatte, war gleichzeitig mit diesem spurlos verschwunden. Bei Richard scheint dieses Verschwinden vorbereitet gewesen zu sein; denn er hatte einen Tag früher seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht und einen Theil seiner beweglichen Effecten mit sich genommen. Den Franzosen dagegen hat, dem Anscheine nach, ein völlig unvorhergesehener Anlaß zu einer so plötzlichen Abreise vermocht, denn er war mit Zurücklassung seiner Pässe und seiner Bagage, verschwunden. Nicht einmal sein ebenfalls zurückgebliebener Bedienter hatte eine Ahnung

von der Abreise seines Gebieters gehabt. Selbst die Nachforschungen der Behörden gaben kein Licht.

Und Sie haben durchaus keine Vermuthungen? fragte Warnau wieder.

Keine! sagte die Lady; aber ihre Stimme klang unbestimmter, als das Wort, das sie sprach, und nach einer Pause setzte sie mit gepreßtem Tone hinzu: Wenigstens lassen Sie mir den tröstlichen Glauben, keine Vermuthungen zu haben, — keine!

Sie seufzte und verließ plötzlich das Zimmer. Von seltsamen Gefühlen bestürmt, unschlüssig und düster blickte Warnau ihr nach. Dann ergriff er seinen Hut, und entfernte sich langsam.

2.

Seit einem Monate besuchte Warnau nunmehr, als Arzt, das Haus der Lady. Es hatte sich während dieser kurzen Zeit im Wesentlichen Nichts verändert, und doch, er fühlte es tief, war Alles so ganz anders geworden. Seinem ärztlichen Ziele stand er bei Emilien noch so fern, als am ersten Tage; aber ihren Gefühlen war er nahe getreten, er war geweiht und aufgenommen in die wunderbare, helldunkle Welt ihres geistigen Inneren, er war eine Bedingung ihres Seelenlebens geworden, ihr Freund, ihr Vertrauter, ihr Liebling, vielleicht mehr geliebt, als er es zu hoffen wagte, und doch nicht so, wie er wünschte, wie er sich darnach sehnte. Ach! er liebte unaussprechlich; er stand entzückt, andachtsvoll vor dem dunklen, geheimnißvollen Isistempel ihrer Seele, dessen Eingang süße Räthsel, wie Sphinxe, bewachten; er schmachtete bald kühn, bald verzagend hinauf zu dem Sais-Bilde, über welches zwei geschlossene Augenlieder ihren mysteriösen Schleier breiteten, welchen zu lüften er streben und zugleich fürchten mußte. War nicht an die geschlossene Pforte dieser Augen ein finsteres, vielleicht unheilvolles Geheimniß geknüpft, das mit ihnen noth-

wendig sich öffnen, ihn vielleicht mit einem Male zurückschrecken müßte von all' seinen Hoffnungen und Wünschen? Konnte das schöne Gestirn dieser Augen, wenn es endlich aufging, nicht auch Licht in einen entsetzlichen Abgrund der Verhältnisse werfen, und eine Scheidewand zeigen, welche jetzt noch die Nacht der Blindheit einhüllte? Und doch lag es in seiner Pflicht, in seinem Berufe, die begünstigende Hülle niederzureißen, welche bisher ein Band zwischen ihm und Emilien gebildet hatte; es galt seine Ehre, und er betrieb sein Werk mit gewissenhaftem Eifer, selbst wenn er dabei für sich fürchten mußte. —

Die eigenthümliche Natur des Uebels, gegen welches seine ärztliche Kunst in die Schranken getreten war, ließ keine schnellen und entscheidenden Maßregeln zu; es wollte mit den Waffen der Vorsicht und der Ausdauer bekämpft, mehr abgemüdet, als eigentlich angegriffen werden; die Cur war, in gewisser Hinsicht, negativer Art. Er hatte vor der Hand das erlangt, was seinen Vorgängern nicht gelungen war, und was doch als das einzig sichere Fundament zur weiteren Verfolgung seines Heilzwecks gelten mußte: Emiliens Vertrauen, ja mehr als das, ihre Zuneigung, ihre Theilnahme. Sein Umgang war ihr zum Bedürfniß geworden, weil er, wie umfassend auch ihre Unterhaltung war, doch mit zartem Tacte jede wunde Stelle ihrer Seele umging und nie an jene Empfindungen anstreifte, die, wie schmerzhafte Nerven, an zerrissenen Herzen zu haften pflegen. Sie war nie heiterer, als in seiner Nähe, und ihr lebhaftes Gefühl, das selbst der gestörten äußern Wahrnehmung thätig zu Hilfe kam, schien ihr fast den Verlust des Augenlichts zu ersetzen, zumal die Erinnerung des früher Gesehenen ihre jetzige Leere nothdürftig ausfüllte.

Eines Nachmittags führte Warnau Emilien im Garten ihres Landhauses umher. Der Herbst war herangezogen. Der Erdboden, dürr und spröd geworden und mit welken Blättern überstreut, knisterte seltsam unter den Tritten der Spazier-

gänger, und ein greller Farbenreichthum verkündete den nahen Todesschlaf der Erde, die sich, wie eine sterbende Königin, ein prachtvolles Leichenkleid anlegte, und ihren schönsten Schmuck dem schmerzvollsten Momente aufgespart zu haben schien. Herbstelnd, schaurig säuselte es durch die ausgedörrten Blätter, die wie leichte Gerippe unheimlich raschelten; ein feuchter Nebel entstieg, wie ein Todesschweiß, den Poren der Erde, und, wie Wappenschilder der Vernichtung, leuchteten die starren Farbenspiele aus Halm und Buschwerk herauf.

Die Menschen suchen und finden sich leichter, wenn die Natur sich feindselig oder machtlos von dem Leben lossagt, und schließen durch engeres Annähern ein Bündniß gegen den kalten Hohn der Naturkräfte, als könnten sie, vereint, ihnen entgegenwirken. Auch Emilie, von dem scharfen Herbstwind getroffen, schmiegte sich enger an ihren Begleiter, als suche sie bei ihm Schutz gegen den rauhen Gruß der wärmeverarmten Luft.

Nur auf einen Moment, wünschte ich, daß Sie die Augen öffnen könnten, Emilie! — sagte er — um Zeugin jener halb erhabenen, halb bizarren Launen zu sein, mit denen die Natur sich zum Sterben anschickt. Wie ein fallender Julius Cäsar, schließt sie im letzten Augenblicke ihre riesige Toga im großartigen Faltenwurfe um die erstarrenden Glieder, um würdevoll in ihr Blut dahinzusinken. Und wiederum blickt aus ihren kindisch-bunten Farbenspielen, womit sie noch lebend ihren Sarg verziert, eine eigensinnige Eitelkeit, das Erbtheil ihrer unvergänglichen ersten Jugend. Wer darf sich über den verworrenen Gang menschlicher Gedanken und Gefühle wundern, da die Natur, unsere ewige Mutter, selbst sich in den wunderlichsten Launen gefällt? Farblos, düster, klagend, tritt sie im Frühlinge ihr Wiegenfest an, und mit buntem Scherze überkleidet sie im Herbste ihren Todesweg; sie weint bei ihrer Geburt, und lächelt zu ihrem Hinsterben! Die Natur ist ein Kind, Emilie, und wir Menschen sind Kinder, wie sie! —

Sie sind ernst, Warnau, und ich bin heiter gestimmt, unterbrach Emilie seine Betrachtungen. Sie haschen mit Schwermuth die einzelnen Schatten des Todes aus dem großen, unverlöschbaren Gemälde des Lebens, das die Natur vor uns ausbreitet. Sprechen Sie mir von freundlicheren Dingen! Wir befinden uns, wenn mein Ortsinn mich nicht täuscht, hier in der Nähe der Asternflur. Erzählen Sie mir Etwas von hübschen Blumen! Ich meine, sie müssen recht bunt und fröhlich blühen.

O ja, recht hübsch und bunt, wenn Ihnen daran gelegen ist! sagte Warnau etwas bitter und zweideutig, indem er eine der Astern vom Stengel brach, und sie Emilien reichte. Recht hübsche, zackig gekünstelte Blumen, Manufacturarbeiten des Herbstes, freilich etwas kalt und duftlos, aber doch sehen sie ungefähr wie Blumen aus. Glauben Sie mir, Emilie, es sind keine wirklichen Blumen. Die winterliche Natur, abgezehrt und unschöpferisch, grübelt mühsam diese Zwittergeschöpfe heraus. Den Mangel wahren, milden Blumenschmelzes sucht sie durch schreiende Farben vergessen zu machen, den Abgang der Wahrheit durch pomphafte Malereffecte zu übertäuben. Das sind Herbstblumen. Sie ähneln, in ihrem verspäteten Nachschoße, einer zweiten Liebe. Die Natur ist einer solchen so wenig mächtig, als der Mensch. Meinen Sie nicht auch, Emilie? Sprechen Sie!

Er hatte diese letzten Worte mit einer seltsamen Hast hervorgestoßen. Befremdet wendete Emilie die geschlossenen Augen zu ihm hin. — Wie soll ich Sie verstehen? fragte sie etwas befangen.

Ich sage, daß die Natur so wenig einer zweiten Liebe mächtig ist, als der Mensch! wiederholte er, ihre Hand krampfhaft gegen sein Herz drückend. — Ach, Emilie! auch Sie haben schon einmal geliebt. Nicht wahr, Sie können nicht wieder lieben, und wenn Sie mit diesem Verdammungsspruche auch die Verzweiflung in ein Herz schleudern müßten?

Seiner Gefühle nicht mehr mächtig, sank er ihr zu Füßen, seine fieberheiße Stirn in ihre festgehaltene Hand pressend, den wilden Blick den Wurzeln jener Blumen zugekehrt, die er gelästert hatte.

Emilie war überrascht, erschreckt; sie hatte Warnau noch nicht von dieser leidenschaftlichen Seite gekannt, und solch' ein heftiger Ausbruch seiner Gefühle verwirrte sie, obschon sie an diesen kaum mehr hatte zweifeln können. Sie erwiderte Nichts; aber Warnau fühlte seine Hand gedrückt und wußte genug. Er war überselig.

Beide schwiegen eine lange Weile. Sie wollten mir ja die Blumen beschreiben, begann Emilie lächelnd.

Sie haben Recht, theure Emilie. Ich habe die armen Blumen recht hämisch verläumdet. Sie erscheinen mir in diesem Augenblicke viel lebensfrischer und schöner, als noch vor einer Minute. Die Farben sind gar nicht so erlogen, als ich glaubte. Wie hübsch ist diese Asternflur; es ist der anmuthigste Krieg der Farben, den man sich denken kann. Der Herbstwind leitet die Bewegungen der bunten Heere; Alles ist im neckischen Streite; Gelb und Blau kämpfen gegen Grün, und fordern den Lehnseid; einige weiße Astern halten sich so leidlich neutral: aber Alle werden aufgelärmt durch jenes brennende Roth — —

Roth! fiel ihm Emilie jäh' ins Wort. Pfui, sprechen Sie mir nicht davon! Das ist eine häßliche Farbe, sie trägt das Banner des Blutes. Weh' mir! ich glaube, ich sehe es schon wieder!

Warnau schauderte unwillkürlich. Ein trennendes Etwas schien sich zwischen ihn und Emilie zu drängen. Er wendete sich von den Blumen ab; sein Blick streifte gegen die Hecken, welche das, den Garten umgrenzende Pfahlwerk verbargen, und — nein, er täuschte sich nicht — mitten durch das Blätterwerk flammten zwei glühende Augen ihn an, die schnell zurückfuhren, als sie sich bemerkt glauben konnten.

Betroffen, hätte er gern nähere Musterung angestellt; aber er fürchtete, Emilien in Unruhe zu versetzen, und stellte sich, als sei gar Nichts vorgefallen. Zwar blickte er gespannt nach der Stelle hin, wo der Lauscher sich verrathen hatte; aber Nichts ließ sich dort mehr sehen; nur das leichte Rauschen der Zweige, das Knarren der alten, ausgetrockneten Pfähle ließ ihn mit Recht vermuthen, daß der Unbekannte bereits wieder sich aus dem Garten entfernt habe.

Es wird kühl im Freien, sagte Emilie, sich dichter in ihren Shawl hüllend. Treten wir in den Salon! Sie können mir dort die Tragödie zu Ende lesen, mit welcher wir schon so lange aussetzten.

Warnau hatte in freien Stunden Emilien mit den Erzeugnissen der deutschen Literatur bekannt gemacht, zu welchen sie, bei ihrer genauen Kenntniß des Idioms, sich lebhaft hingezogen fühlte. Er las ihr eben Zacharias Werner's „vier und zwanzigsten Februar." Die mystische, bald von den schwülen Nebeln der Erde gedrückte, bald von den erfrischenden Aromen freier, geistiger Höhen geklärte Atmosphäre, welche durch jene Dichtung webt und waltet, wollte in gewisser Hinsicht zu seinem eigenthümlichen Seelenzustande, der ihn mit schaurigen und überseligen Ahnungen neckte, stimmen. Er las mit Feuer und Leben. Immer höher steigerte sich Emilien's Aufmerksamkeit; als er aber an die Stelle kam:

— „wovon ist dein Schwert so roth?
Ich hab' gestochen 'nen Geier todt —"

stieß sie plötzlich einen gellen Schrei aus, und sank ohnmächtig von ihrem Sitze. Der erschreckte Warnau brachte sie, mit Hilfe der herbeigerufenen Dienerschaft, sogleich nach ihrem Zimmer; sie erholte sich sehr bald wieder, und der Zufall ging ohne eigentliche Folgen vorüber. Dennoch hatte derselbe, wie Emiliens düsterer, träumerischer Zustand verrieth, in ihrem Innern tief erschütternd gewirkt, und ihr Gemüth, welches in der

letzteren Zeit durch den belebenden Umgang mit Warnau, sich merklich aufgehellt hatte, sank wieder jener dunklen, stumpfen Dämmerung anheim, die man für immer gelichtet zu haben glaubte.

Schmerzlich aufgeregt und zugleich unbehaglich herabgestimmt, verließ der junge Arzt heute das Haus. Seine schönsten Hoffnungen und Träume grinsten ihn als Lügenbilder, als entfleischte Skelette an. Er rannte, wie ein Wahnsinniger, durch die finsteren Straßen Londons; der Tumult des öffentlichen Lebens, selbst der schwirrende Ton der fremden Sprache, die er um sich vernahm, gemahnten ihn wie das wüste Treiben einer Brocken-Nacht, in deren tolle Fratzen er mit seinem zuckenden, zerrissenen Herzen, mit seinen fiebernden Nerven, mitten hinein geworfen sei. Bisweilen war es ihm, als ob auf den planlosen Irrfahrten, die er durch Londons Straßen anstellte, eine Gestalt, oder ein streifender Schatten ihm folge; aber sein Seelenzustand ließ ihn jeder Wahrnehmung schon in dem Augenblicke wieder vergessen, wo er sie machte, ließ jeden Eindruck schnell in dem chaotischen Gedankenwuste versinken, der ihn einnahm.

Auf einmal rannte er heftig gegen eine Gestalt an, die, wie es schien, ihm plötzlich und geflissentlich den Weg vertrat und die unsanfte Berührung mit einer nicht sehr gewählten Schmähung entgegnete. Das brachte ihn zu sich. Er hielt Stand und faßte seinen Gegner ins Auge. Auch dieser stellte sich trotzig vor ihn hin, offenbar entschlossen, den feindseligen Anlaß, den er selbst gesucht, so weit als möglich zu treiben. Es war ein junger Mann, vielleicht wenige Jahre älter als Warnau. Seine elegante Kleidung war durch die Nachlässigkeit, mit welcher sie geordnet und getragen wurde, sehr beeinträchtigt, und ungefähr dieselbe Rüge konnte die interessante, ja sogar schöne Physiognomie treffen, die durch einen Zug tiefer Bitterkeit und verwilderten Hasses ebenfalls ihren ursprünglich edlen Charakter fast gänzlich eingebüßt hatte.

Die deutsche Besonnenheit siegte über den Unwillen, der Warnau im ersten Momente ergriff, und er fragte mit ziemlicher Ruhe: Warum vertreten Sie mir den Weg und schmähen mich, da ich durch Ihre eigene Schuld an Sie anstoße? Entschuldigen Sie sich und widerrufen Sie, wenn Sie ein Gentleman sind!

Der Fremde blickte ihn gehässig und etwas verächtlich, wie im Bewußtsein einer überlegenen, wenn auch unberufenen Kraft, an. Ich könnte, mit einiger Sophistik, recht leicht die Schuld dieses unfreundlichen Zusammentreffens, Ihnen beimessen. Aber ich liebe keine Winkelzüge, und will Ihnen als Alt-Engländer ganz kurz meine Gründe sagen. Ich vertrat Ihnen den Weg, weil ich Händel mit Ihnen suchte; ich schmähte Sie, weil Sie mir in tiefster Seele zuwider sind, weil ich Sie für einen erbärmlichen Schuft halte, von welchem ich nur fürchte, daß er mich auch eine Memme in sich finden lassen werde.

Diese so völlig aus der Luft gegriffene, niederschmetternde Beleidigung, raubte Warnau auf eine Secunde Sprache und Ueberlegung. Dann aber erwachte in ihm ein ungemessener Zorn; er hob, ohne ein Wort zu sagen, seinen Stock auf und führte einen heftigen Streich nach dem frechen Beleidiger.

Aber dieser parirte den nachdruckvollen Hieb kaltblütig durch seinen vorgehaltenen Stock. — So war es nicht gemeint! sagte er frostig. Wir sind keine Handwerksburschen, die ihre Ordalien mit dem Knittel halten. Ich hätte geglaubt, es gebe für Gentlemen, die sich nicht wohlwollen, eine bessere Auskunft, mit einander in's Reine zu kommen.

Ueberrascht durch dieses echt britische Phlegma, das sich selbst in dem Momente der feindlichsten Willkür nicht verläugnete, sah Warnau den Sprecher an, dessen Wesen ihm widerwärtig, und doch auch imponirend erschien. Dann ließ er seinen Stock sinken, und fragte ruhig: So sind Sie also entschlossen, mir eine Genugthuung anderer Art zu geben?

Ein Gentleman beleidigt nie, ohne die Absicht, Genugthuung zu geben! sagte der Andere stolz.

Und wann und wo werde ich diese von Ihnen erhalten? bemerkte Warnau weiter.

Eben kam ein Troß Menschen die Straße daher, und machte eine laute Erklärung unrathsam. Der Fremde beugte sich daher nahe zu Warnau hin und zischelte ihm die Antwort in die Ohren. Der Letztere nickte zustimmend, und mit einem barschen Gruße gingen sie aus einander.

3.

Am nächsten Morgen rasselten Warnau und Mr. Pickletown in einer leichten Kutsche durch die regellosen, gedrängten und rußigen Häuserreihen von Southwark, dem südlichsten Theile Londons. Sie saßen schweigend neben einander, Warnau noch immer mit dem Ausdrucke des Befremdens und der Erwartung, gedankenlos an dem Drücker eines unter seinem Mantel verborgenen Pistols handthierend. Sein alter Begleiter sah mehr verdrüßlich, als beängstigt aus. Er musterte, um sich etwas zu schaffen zu machen, die chirurgischen Instrumente, welche er in einem zierlichen Saffianfutterale bei sich trug und die mit ihren stahlblanken Spitzen, Schneiden und Haken blutdürstig-hilfreich der leidenden Menschheit entgegenfunkelten. Auch fühlte er von Zeit zu Zeit besorglich nach einem versiegelten Papiere, das er vorn in seiner Rocktasche stecken hatte. Es war Warnau's Testament.

Das Knackern des Pistolenhahnes, den Warnau in seiner Zerstreuung unaufhörlich bald spannte, bald in Ruhe versetzte, schien Pickletown's Ohren wehe zu thun. Er schnitt ein unzufriedenes Gesicht bei dieser eintönigen Musik, und sagte mit der in unangenehmen Stimmungen ihm eigenen Grämlichkeit: So lassen Sie doch in des Henkers Namen einmal Ihren fatalen Zeitvertreib an dem Mordgewehre! Sie werden noch das ganze Schloß verderben.

Sie haben Recht, mein Freund! erwiderte Warnau, aus seiner Zerstreuung erwachend. Wahrhaftig, mir scheint schon jetzt, daß ich der Ausdauer der Feder zu arg zugesetzt habe. Das Schloß schnappt schwer und unsicher.

Da haben wir die Folge Ihres verwünschten Amusements! fuhr der Alte ihn eifernd an. Jetzt werden Sie nicht einmal eine vernünftige Waffe mitbringen. Erst unsinnige Duelle eingehen, und dann sich durch müßige Spielerei auch noch der Mittel berauben, um den Kampf mit Nachdruck ausfechten zu können; das sieht so ganz unserer heutigen Jugend ähnlich.

Beruhigen Sie sich, mein Theurer! sprach Warnau lächelnd. Das Pistol, obschon etwas abgenutzt, weil ich in der Eile kein besseres auftreiben konnte, thut doch noch seine Dienste, und ist noch eben gut genug zum Todtschießen. Vielleicht werden Sie in einer halben Stunde dem alten Schießgewehre Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Aber Pickletown, der die wenig angenehme Eigenheit hatte, daß er, bei übler Laune, im Zanken nicht fertig wurde, belferte fort und hätte gern von Warnau mehr Widerspruch gehört, um noch heftiger sich expectoriren zu können. Der Wagen hatte jedoch mittlerweile die Mauern der Stadt bereits im Rücken, und lenkte jetzt einem Gehölze zu, welches zum Stelldichein dienen sollte. Bald hatten sie den Ort erreicht, und der Wagen hielt.

Noch immer knurrend, stieg Pickletown aus. Warnau folgte ihm, aber er war heute berufen, wider seinen Willen dem Grolle des alten Doctors neue Nahrung zu geben, denn durch eine unerwartete Bewegung der Pferde in dem Augenblicke gestört, als sein Fuß den Wagentritt berührte, verlor er das Gleichgewicht und konnte es nur durch ein schnelles Balanciren der Arme herstellen, wobei jedoch das Pistol, welches er in der Hand hielt, zu kurz kam und heftig auf den steinigen Erdboden hinabfiel. Warnau hob es sogleich auf und besah es nach allen Seiten. Es hatte zwar keinen augenscheinlichen

Schaden erlitten; aber die schon vorher übel berathene Feder des Schlosses war bei dem schweren Falle keineswegs in eine bessere Verfassung gekommen; sie stockte und spreizte sich noch ärger, als zuvor, und drohte, ihren Dienst gänzlich zu versagen. Warnau sah jetzt selbst nicht so recht ab, wie die Sache ausgehen werde, und mußte eine Art Leichtsinn zu Hilfe rufen, um die Folgen mit Gleichmuth abzuwarten.

Die Ankunft seines Gegners machte seinen Betrachtungen und Zweifeln ein Ende. Derselbe kam zu Fuß, ohne alle Begleitung. Ungeachtet eines düstern, feindseligen Gesichts, lag heute doch eine gewisse Unbefangenheit auf seiner Stirn. Das blutige Schauspiel, welches er so absichtlich herbeigeführt hatte und in welchem er mitwirken sollte, schien ihm gute Laune zu machen. Er grüßte sehr artig, und brannte sich eine Cigarre an.

Warnau konnte seine Verwunderung, ihn ohne irgend einen Zeugen oder Beistand kommen zu sehen, nicht bergen. Der Fremde lächelte leichtfertig. Ei was! sagte er: da hätte ich viel zu thun, wenn ich erst nach Secundanten herumlaufen sollte. Und um es Ihnen offen zu gestehen, ich bin in London ohne alle Bekanntschaften; denn es sind erst drei Tage her, daß ich dort ankam, und ich hatte während dieser kurzen Frist unaufhörlich ein ganz anderes Ziel, namentlich auch Sie, mein Herr, im Auge; da konnte ich mich nach nichts Anderem umsehen. Ueberdies sind Sie ja ein Arzt, haben einen Begleiter bei sich, der etwas Aehnliches zu sein scheint; es ist also im ungünstigen Falle auch für mich gesorgt. Auch hoffe ich — fügte er ernst und bezeichnend hinzu — es werde keiner von uns Beiden ein so schlechter Schütze sein, daß es überhaupt eines Wundarztes bedürfen möchte. —

Ich hoffe ein Gleiches, entgegnete Warnau im ähnlichen Tone; darum darf ich auch glauben, daß Sie, trotz Ihrer Unbekanntschaft in London, doch Gelegenheit gefunden haben werden, Ihre Papiere in zuverlässige Hände niederzulegen. Ich

halte es für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, da vielleicht durch mich und meine Waffe die Nothwendigkeit für Sie eintreten könnte, Ihre Angelegenheiten in fremden Händen zu lassen.

Auch darauf ist gedacht, sagte der Fremde, und Sie selbst, Sir, werden die Güte haben, mir hiebei gefällig zu sein, da Sie, wie es scheint, in solchen Fällen mit besonderer Gewissenhaftigkeit zu Werke gehen.

Er zog ein versiegeltes Papier aus der Tasche. Diese Schrift enthält alles nöthige, mich Betreffende, und unter diesem zugesiegelten Umschlage befindet sich die Adresse der Ihnen wohlbekannten Person, welcher Sie den Inhalt zu übergeben haben. Ihnen wird es durchaus keine weitere Mühe und Umstände machen, als die Uebersendung.

Warnau zögerte ein wenig, die Schriften anzunehmen, und blickte fragend auf Pickletown.

Je nun, meinte der Letztere, wenn keine weitere Mühe damit verbunden, als die Sachen in die Hände einer Person zu liefern, welche in den Papieren selbst genau bestimmt ist, so können Sie ja wohl sich diesem Auftrage unterziehen.

Und es ist ja nur für meinen Todesfall, der denn doch heute noch nicht verbürgt ist, setzte der Fremde zweideutig hinzu.

Nun, es möge sein, entschied sich Warnau kalt, indem er die Schrift aus der Hand des Fremden nahm, und sie Pickletown zur einstweiligen Aufbewahrung gab. — Und jetzt sind wir mit den Vorbereitungen wohl fertig?

Der Fremde verbeugte sich artig. Ueberhaupt war in seinem ganzen äußern Wesen seit gestern eine merkwürdige Veränderung eingetreten. War er gestern roh, hämisch und leidenschaftlich aufgetreten, so erschien er heute ruhig, kaltblütig und sogar höflich. Die Gewißheit, mit dem Manne, den er aus unbekannten Gründen haßte, sich nunmehr blutig abrechnen zu können, machte ihn umgänglich und leidenschaftlos; überhaupt

bot er in seiner ganzen Erscheinung ein Bild der seltsamsten Widerspiele von Jähzorn und britischem Phlegma, von Uebereilung und Besonnenheit, von brutaler Rücksichtlosigkeit und höflichen Manieren. Eine schwere Gewitterwolke schien über seinem Leben zu hängen und, was ursprünglich mild und hell darin gewesen sein mochte, in die schwüle, düstere Beleuchtung des Schmerzes und der Bitterkeit, vielleicht auch einer hoffnungslosen Reue und Verzweiflung getaucht zu haben.

Wenn es Ihnen gefällig ist, wendete er sich zu Warnau, so zögern wir jetzt nicht länger. Sie, als der Beleidigte, haben den ersten Schuß. Fangen wir an, damit wir bald zu Stande kommen!

Es begann nun ein, durch äußere Zufälligkeiten nicht weniger, als durch die Seltsamkeit des fremden Duellanten wunderlicher Zweikampf, während Pickletown, trotz seiner Gutmüthigkeit, doch englische Ruhe genug besaß, um dem mörderischen Spiele mit jenem gleichgiltigen Interesse zuzusehen, mit welchem man ungefähr den Fortgang einer Billard-Partie verfolgt.

Die Pistolen wurden geladen, die Entfernung abgemessen. Der Fremde stellte sich, seine Cigarre ungestört fortrauchend, breit auf seinen Platz, um auf sich schießen zu lassen. Warnau machte sich schußfertig, schlug an — — das Pistol, schon vorher schlecht und durch den letzten Sturz in seiner Maschinerie schwer erschüttert, versagte.

Schnell spannte Warnau den Hahn auf's Neue. Es versagte wiederum.

Ein schlechtes Pistol! sagte der Fremde, die Cigarre aus dem Munde nehmend. Machen Sie noch einen dritten Versuch! Vielleicht wird es jetzt besser gehen.

Warnau versuchte es wirklich noch ein Mal, aber vergebens; die Waffe war, wie er sah, völlig unbrauchbar geworden. Er war verlegen. — Ich hoffe, sagte er zu seinem Gegner, Sie werden in diesem unangenehmen Zufalle keine

Absicht argwohnen! — Aber was soll jetzt geschehen? Ich habe mich in der Eile mit keiner zweiten Waffe versehen.

Eine fatale Störung! erwiederte der Fremde. Leider habe ich ebenfalls nur ein einziges Pistol bei mir. Doch für dieses kann ich stehen. Es ist von vortrefflicher Arbeit und reicht, da wir immer Einer nach dem Anderen schießen, für uns Beide hin. Ist es Ihnen genehm, so bedienen Sie sich gefälligst meines eigenen Pistols. Nach jedesmaligem Gebrauche bitte ich dann es mir wieder zu überlassen. Auf diese Weise können wir recht gut mit Einem Gewehre auskommen.

Das Anerbieten war, obgleich seltsam, doch höflich, und Warnau sah keinen Grund ein, diese Gefälligkeit zurückzuweisen. Er nahm das dargebotene Pistol, und bediente sich desselben so nachdrücklich, daß er dem Besitzer desselben auf den ersten Schuß den linken Arm zerschmetterte.

Dieser biß die Zähne zusammen, und warf die Cigarre weg. Und darf ich Sie jetzt bitten? sagte er, auf das Pistol deutend.

Die Kaltblütigkeit seines Gegners versetzte den sonst wärmeren Warnau in eine ähnliche Stimmung. Er gab die Waffe zurück, deren Mündung sich sofort gegen ihn kehrte. Die Kugel streifte seine Wange so nahe, daß sein Halskragen zerfetzt wurde.

Unter solchen Umständen blieb Warnau Nichts übrig, als die Gefälligkeit seines Gegners noch einmal in Anspruch zu nehmen, was auch eben so willig, wie vorher, zugestanden wurde. Er bediente sich zum zweiten Male der Waffe des Feindes. Seine Kugel schlug mitten durch das Herz des Fremden. Dieser sprang einen Schritt vorwärts, und stürzte dann laut- und leblos zu Boden.

Ein guter Schuß! sagte Master Pickletown mit Kennermiene. Ein Tell könnte nicht besser treffen!

Warnau aber starrte sprachlos auf den todten, unbekannten Feind, in welchem ihm ein Geheimniß seines eigenen

Lebens zu Grabe gegangen zu sein schien. — Sehen Sie doch nach, Doctor! ob nicht noch Leben in ihm ist? forderte er sodann Pickletown auf. Vielleicht bringen Sie ihn wieder ins Bewußtsein. So eilen Sie doch, lassen Sie ihn nicht verbluten!

Hat sich Etwas zu eilen! sagte der Alte phlegmatisch. Glauben Sie, ich könne Leichen einen neuen Athem einblasen? Sie müssen nicht so verdammt gut treffen, wenn Sie mir noch Arbeit zuweisen wollen. Der Patient da — er zeigte auf den hingestreckten Todten — ist bestens besorgt; ich kann ihm nur noch einen braven Todtengräber als Arzt recommandiren.

Ja, er ist todt! murmelte Warnau: und just er hätte mir noch Rede stehen sollen; von ihm wäre mir vielleicht Lösung jener Räthsel gekommen, in welche ich mich verstrickt habe. College, athmet er durchaus nicht mehr?

Ich sage Ihnen, der Mann ist so durch und durch todt, als hätte er schon tausend Jahre in einem Mumiensarge sich gelangweilt! antwortete Pickletown, die blutige Brust des Leichnams befühlend. Lassen Sie uns gehen; ich werde schon Sorge tragen, daß dieser Gentleman ein anständiges Begräbniß finde.

Gut, gut! sagte Warnau gedankenlos. Wie ist mir doch. Gab der Fremde mir nicht seine Papiere zur Besorgung? Mir brennt der Kopf; ich vermag keinen klaren Gedanken zu fassen. Sprechen Sie, gab er mir die Papiere?

Welche einfältige Frage! zankte der Alte. Sie werden doch nicht so schnell vergessen? Hier ist das Packet.

Geben Sie her! rief Warnau hastig, und riß das Siegel herab. Aber zu seiner Bestürzung verschloß, nachdem der äußere Umschlag entfernt war, ein zweites Siegel die Papiere.

Täuscht mich mein schwaches Auge nicht, so steht hier eine Aufschrift, wahrscheinlich die Adresse der Person, an welche er Sie mit seinen Papieren verweist; sagte Pickletown, neugierig näher tretend.

Ganz recht, da ist die Aufschrift! bestätigte Warnau, und las:

„An Miß Emilie **."

Mord und Tod! rief er, zurückfahrend. Was hatte dieser Mensch mit Emilien zu schaffen?

Er glaubte falsch gesehen zu haben, und las noch einmal. Aber die Inschrift blieb dieselbe. Er wischte sich die schwindelnden Augen, und reichte das Papier seinem Begleiter. Dieser setzte die Brille auf, strich den Streusand von dem Papiere, und las sehr langsam und bedächtig:

„An Miß Emilie **."

Bei der Hölle, hier liegt ein verderbliches Geheimniß zum Grunde! schrie Warnau heftig. Ich bin betrogen, und war mein eigener Rächer, ehe ich noch um den Betrug wußte. Schnell zu Emilien! Ich werde ihr die Papiere überbringen; ich muß Licht in dieses gefährliche Dunkel bringen.

Er zog den kopfschüttelnden Pickletown zu dem noch immer bereit stehenden Wagen, der sie hergeführt hatte, und stieg mit ihm ein. Der Kutscher, von Warnau fortwährend angetrieben, mußte wacker auf die Pferde loshauen. Das Fuhrwerk flog rasch dahin. Schweigend saßen die beiden Männer neben einander.

Endlich hielt der Wagen vor Emiliens Landhause. Wie ein Besessener sprang Warnau die Treppe hinan, während Pickletown ihm murrend nachkeuchte. Ohne anzuklopfen, stürzte Jener in Emiliens Zimmer. Er traf sie ganz allein. Seine heftigen Tritte, sein gewaltsames Athmen, verriethen ihr seine innere Bewegung.

Was führt Sie so eilig zu mir, Warnau? Was ist Ihnen? fragte sie, betroffen von ihrem Sitze aufstehend.

Ich bringe Ihnen Schrift und Botschaft von, wahrscheinlich theurer Hand, sagte er mit mühsam unterdrücktem Zorne, und schob ihr das versiegelte Papier in die Hand.

Sie betastete das Siegel und die Form des Papiers. Ein Brief an mich? fragte sie unbefangen. Ei, so sagen Sie doch, von wem er ist, und lesen Sie ihn mir vor.

Warnau stutzte. — Ich kenne den Briefsteller nicht, entgegnete er etwas verlegen. Desto besser dürfte er von Ihnen gekannt gewesen sein. Lassen Sie sich den Brief lesen, von wem Sie wollen. Ich will nicht in Ihre Geheimnisse dringen. Erlauben Sie mir, daß ich mich entferne.

Emilie ahnete erst jetzt, daß Warnau einen Argwohn hege. — Bleiben Sie! sagte sie mit ernster Würde. Meine Mutter ist nicht zu Hause. Ich muß daher Sie ersuchen, mir den Brief zu lesen.

Aber Emilie! wendete Warnau ein.

Weigern Sie sich, mir diese Gefälligkeit zu erzeigen? fragte sie ernster.

Warnau blickte auf Pickletown hin. — Ich gehe, sagte dieser, nicht weil ich besorge, daß der Brief Dinge enthält, die ich alter Mann nicht hören dürfte, sondern um Ihnen, junger Freund, einen Zeugen Ihrer Beschämung zu ersparen, welcher Sie jetzt unrettbar entgegengehen dürften.

Sind Sie auch da, Doctor? fragte Emilie, als sie Pickletown's Stimme hörte. Bleiben Sie nur, ich bitte.

Ich soll also den Brief durchaus lesen? wendete Warnau nochmals ein, weniger aus Besorgniß für Emilien, als wegen seines eigenen gesunkenen Muthes. Bedenken Sie, Emilie, daß Sie doch vielleicht dabei Etwas wagen.

Statt der Antwort, machte Emilie eine Bewegung mit der Hand, welche Warnau belehrte, was er zu thun habe.

Mit unsicherer Hand erbrach er das Siegel, und begann zu lesen:

„Angebetete Emilie!"

Der Anfang ist ziemlich unzweideutig! lachte er bitter, in seinen kaum beschwichtigten Verdacht zurückfallend.

Auch Emilie war betroffen von diesem Eingange, und wendete ihr Ohr gespannt dem Vorleser zu.

Nur weiter gelesen, ohne Unterbrechung, ohne Randglossen! gebot Pickletown.

Sie wollen es, Emilie, sagte Warnau. Ich trage keine Schuld, wenn der Brief Sie erröthen macht. Er las weiter:

„Ich kenne den beklagenswerthen Zustand, in welchen damals mein Brief mit der Nachricht meines Verbrechens Dich versetzt hat. Ich Wahnsinniger, warum mußte ich unzeitig mein eigener Ankläger bei Dir werden, durch die Erzählung meiner Frevelthat Deine zarte Seele in ihrem Tiefsten erschüttern? Du hattest Recht, das schöne Auge seitdem vor dem frechen Tage zu verschließen, der Dir nur Blut zeigte, Blut, vergossen durch dieselbe Hand, welche schmeichelnd sich an Dich gedrängt, sich zum Schwure ewiger Treue vor Dir zum Himmel erhoben hatte. Wenn Du diese Zeilen erhältst, habe ich mein Verbrechen gebüßt. Ich wählte denselben Mann zum Werkzeuge meiner Strafe, den ich haßte, weil es ihm gelungen war, sein milderes Bild an die Stelle meines blutbefleckten, in Deinem Herzen aufzustellen. Zürne ihm nicht, daß er rächerisch zwischen mich und meine Unthat getreten. Er kannte mich nicht, ich zwang ihn, mich zu tödten, es hätte sein eigenes Leben gekostet, wenn er das Werk der Rache als ein Stümper vollführt hätte. Lebe wohl! Meine Schuld ist getilgt, mein Mord in meinem eigenen Blute reingewaschen. Oeffne den süßen Blick nun wieder dem versöhnten Leben, und sei glücklich!

Richard."

Der Brief entfiel Warnau's Händen. Er bickte scheu zu Emilien hin, welche mit ruhigem, fast heiterem Aus-

drucke zugehört hatte. Plötzlich sprang er auf und warf sich zu ihren Füßen nieder. Kannst Du mir vergeben, Einziggeliebte, daß ich einen Augenblick an Dir zweifeln konnte? rief er leidenschaftlich.

Sie reichte ihm stumm die Hand. Er erhob den furchtsam niedergeschlagenen Blick zu ihr, und — o Wunder! — er sah nicht mehr auf zwei leblos geschlossene Augenlieder, er blickte in lebendige, strahlende Augen, die vergebend, liebend sich zu ihm herabsenkten.

Warnau schrie laut auf vor Ueberraschung und Entzücken. Selbst der ausgetrocknete Pickletown wurde elektrisirt.

Ist's möglich, Miß! rief der Letztere. Sie öffnen die Augen, Sie sehen!

Ich sehe — — kein Blut mehr! flüsterte Emilie, und verfolgte den Lauf einer Thräne, die, dem neubelebten lichten Quelle entfließend, langsam über die vorgehaltene Hand rann.

Und Sie fliehen nicht vor mir, der ich ja auch tödtete, der ich den Mann erschlug, welcher Ihrem Herzen einst so nahe stand? fragte Warnau ängstlich.

Sein eigener Brief spricht Sie frei von der Schuld seines Todes! erwiederte Emilie. Er fiel, getroffen von Ihrer Nothwehr, zu welcher er selbst Sie gezwungen. — Er — — stammelte sie mit Abscheu — — tödtete damals nicht gezwungen. Der junge Franzose fiel meuchlings unter seinem Dolche, ein Opfer von Richard's wahnsinniger Eifersucht! — —

Eine lange Pause trat ein.

Friede sei mit ihm! sagte nach einer Weile leise der alte Doctor. Er hat gebüßt durch Schmerz und frühen Tod. Weggetilgt ist das Blut, das er vergoß.

Ich sehe kein Blut mehr, wiederholte Emilie. Ich fühle es, mein Auge ist wieder freigegeben.

Und wird es jetzt tröstend Dem leuchten, der kein Licht weiter kennt, als den Glanz dieses Auges? fragte Warnau, zweifelnd und selig zugleich.

Nun, das können wir ja gleich sehen! unterbrach ihn Pickletown, verschmitzt lächelnd, und führte dem furchtsamen Liebenden die Hände.

Und Emilie duldete Warnau's Umarmung. —

Eine Nacht aus dem Leben eines jungen Arztes.

Moritz hatte seine Studienjahre in angestrengter Thätigkeit verlebt; er war der Arzneikunde mit vollster Liebe ergeben, und eben aus den Prüfungen eines praktischen Arztes, die ein solcher von Seiten der Prüfungskommission zu bestehen hat, glänzend hervorgegangen. Es war aber auch vorauszusehen, daß Moritz nicht minder glänzend die Prüfungen überstehen werde, welche das Leben einem praktischen Arzte auferlegt, denn er war auch der Menschheit mit vollster Liebe ergeben.

Ein junger praktischer Arzt ist eines der unglückseligsten Wesen. Er fühlt in seinem Innern den göttlichen Beruf, er fühlt, bei aller Mangelhaftigkeit des Wissens, doch, daß es in seinem Geiste nicht ganz leer geblieben ist, er wird von der feurigsten Lust angetrieben, wirkend hinauszutreten ins Leben, zu helfen, zu heilen; er hat Vertrauen zu sich, doch es fehlt ihm Vertrauen von Seiten Anderer.

Die Menschen wollen nur von erprobten Aerzten geheilt oder nicht geheilt werden, und bedenken selten, daß zur Erprobung auch Gelegenheit gehört.

Mancher junge Arzt ist am Krankenbette weit aufmerksamer, bedachter, sorgsamer, als mancher alte, der hin und

wieder einen schlaffen Schlendrian für Gewandtheit der Erfahrung und rasches Urtheil für Scharfblick gelten läßt.

Da legt sich dann oft solch ein junger Arzt, wenn er sich an alten und neuen medicinischen Werken und Zeitschriften müde gelesen hat, wobei er ängstlich auf jedes Geräusch aufhorcht, ob nicht etwa ein Hülfesuchender sich an seine Thüre verirrt, endlich, nach langem, vergeblichem Harren, an's Fenster, und unglücklicher Weise rennt ein Arzt nach dem andern geschäftig an demselben vorbei, fährt ein Wagen nach dem andern, in welchem ehrwürdige Gebieter über Leben und Tod gravitätisch sitzen, vorüber. Der arme Mann am Fenster denkt in dem Momente nicht an die glänzenden Einkünfte seiner Kollegen, nicht an ihre bedeutende Stellung als Leibärzte vornehmer Herren und Damen; er beneidet sie mehr um den kranken Tagelöhner, zu dem sie eben die vier Treppen mißmuthig hinaufklettern, und meint: wie freudig würde ich zu dem Manne zehn Mal des Tages hinaufspringen, wenn er mich gewürdigt hätte, sein Arzt zu sein.

So ging es unserm Moritz. Vier Wochen lang war er bereits approbirt und vereidet, vier Wochen schon prangte an seiner Hausthür das helle, weiße Porzellanschild, mit den großen, goldenen Worten darauf: Dr. Moritz, praktischer Arzt, Operateur und Geburtshelfer, und daneben der glänzend polirte Klingelzug; und noch immer hatte kein Mensch von diesen einladenden Worten Notiz genommen, und noch war dieser Klingelzug von keiner ängstlichen Hand zur Nachtzeit ergriffen und hastig gezogen worden.

Die zehnte Abendstunde des neun und zwanzigsten Tages seiner ärztlichen Laufbahn, bei der er nicht zu laufen gezwungen war, hatte geschlagen, verdrießlich lag Moritz im Bette und hatte auf dem Tische vor demselben Garve's Aufsatz über die Geduld und Zimmermann's unsterbliches Werk über Erfahrung liegen, worin er abwechselnd las. Er dachte, wie lange er noch würde Geduld haben müssen, bis er es zu der

Erfahrung eines Zimmermann's bringen möchte, der einst in einem einzigen Monate an vierhundert Konsulationsbriefe zu beantworten hatte und der Arzt fast aller deutschen Potentaten war, und warf am Ende Geduld und Erfahrung bei Seite und versuchte einzuschlafen.

Es wollte ihm, bei seiner aufgeregten Stimmung, schwer gelingen. Endlich versank er in einen Halbtaumel, — da — war's Wahrheit oder Täuschung? — so lange dachte Moritz nicht, als es Zeit braucht, diese Worte niederzuschreiben, — er hatte klingeln gehört und war mit einem Sprunge aus dem Bette und am Fenster, dessen Scheiben klirrend an der Wand zerbrochen herabfielen, so hastig hatte er es aufgerissen und an die Mauer geschleudert. — Doch ach! es stand Niemand vor dem Fenster; nur aus der Ferne vernahm er das höhnische Gelächter einiger rohen Buben, die sich ein Späßchen daraus gemacht hatten, an der Klingel zu ziehen.

Das Fenster war wieder zugeschlagen, die Luft zog frei durch die Lücken der Scheiben ein, Moritz ging, wie ein Philosoph, mit gemessenen Schritten zu Bette und stellte Betrachtungen an — über getäuschte Hoffnungen.

Wieder begann Morpheus seine Augenlieder herabzuziehen, wieder hatte er einige seiner Mohnkörner über ihn ausgeschüttet, da — zog es von Neuem an der Klingel. Dies Mal erhob sich der junge Doctor gemessen, wie es der Würde eines Arztes geziemt. Werde ich wieder gefoppt? — dachte er wehmüthig. — Doch er stand auf. — Da klingelte es schon wieder. — Halt! ich will mich doch wenigstens nicht auslachen lassen! — Er drängte sich an den Fensterpfeiler und schaute von der Seite, ohne von unten bemerkt werden zu können, durch die zerbrochenen Scheiben. Da erblickte er einen Strohhut, der sich, vom Monde romantisch beleuchtet, vor der Hausthüre hin und her bewegte. Nun war das Fenster auch gleich geöffnet.

— Verehrter Herr Doctor! — lispelte eine bittende Mädchenstimme von der Straße herauf — nehmen Sie es nur nicht übel, daß ich Sie so spät incommodire!

— Keineswegs, meine Liebe! Soll ich mitkommen? — Ich bin den Augenblick bei Ihnen.

— Ach nein, verehrtester Herr Doctor! Ich bin das Kammermädchen von der Frau Gräfin hier aus dem Hause; ich habe mit meinem Geliebten, dem Kammerhusaren des Grafen Olszewski, eine kleine Promenade bei dem schönen Mondschein gemacht, und da haben wir uns, wie es einem zärtlichen Liebespärchen zu gehen pflegt, etwas verspätet. Nun habe ich mir die Freiheit genommen, bei Ihnen zu klingeln, und wollte Sie bitten, es ja nicht übel zu nehmen und mir den Hausschlüssel herunter zu werfen; ich werde Ihnen denselben morgen in aller Frühe mit dem schönsten Danke wieder zustellen. Aber Sie sind doch nicht böse, verehrtester Herr Doctor?

Der verehrteste Herr Doctor konnte vor Aerger kein Wort antworten, holte den Hausschlüssel herbei, warf ihn zum Fenster hinunter, daß er auf den Strohhut der nachtwandelnden Kammerzofe fiel und diesen bedeutend zerdrückte, schlug das Fenster wieder zu und legte sich in's Bett.

Jetzt schien es mit seinem Schlafe aus zu sein; er warf sich hin und her, dachte an alle seine lästigen Bekannten, dachte an die längsten Krankengeschichten in den neuesten mediciniſchen Journalen, doch nichts wollte wirken; er zündete sich wieder Licht an, las von Neuem über Geduld und Erfahrung, doch der Geist in diesen Werken regte ihn noch mehr auf; hierauf nahm er ein Werk aus einer mediciniſchen Uebersetzungsfabrik, doch selbst das unklassische Deutsch in diesem vermochte nicht eine Ermattung bei ihm hervorzubringen; endlich las er sogar in einem Journale eine Abhandlung des langweiligsten und fadesten aller Scribenten, doch auch dieses fruchtete nichts. Nun löschte er das Licht wieder aus, und legte sich resignirend auf sein Kopfkissen. Da — o ihr Neckgeister

der Nacht! — klingelte es wieder; aber es war ein so leiser Zug, als hätte ihn eine schüchterne, furchtsame Hand herbeigeführt.

Giebt es noch mehr in Liebe und Mondschein schwärmende Kammerzofen hier im Hause? — war sein erster Gedanke. Sein zweiter: es läge doch wohl in der Möglichkeit, daß sich endlich das Geschick und ein Kranker seiner erbarmt hätten. Einen dritten Gedanken hatte er nicht mehr, sondern war, bevor er Zeit gewinnen konnte, einen solchen zu fassen, bereits aus dem Bette und am Fenster.

Wieder erblickte er eine weibliche Gestalt vor der Hausthüre stehend.

— Was wünschen Sie?

— Wohnt nicht hier ein Herr Doctor?

— Zu dienen!

— Erbarmen Sie sich und kommen Sie mit mir! meine Mutter liegt in den heftigsten Krämpfen! —

Mitkommen, — heftige Krämpfe, — diese Worte elektrisirten unsern Doctor.

— Bald! bald! — rief er, und wäre binnen einer Minute angekleidet gewesen, wenn das Sprichwort: Eile mit Weile, nicht gar zu wahr, und die Hastigkeit nicht die Mutter der Verwirrung wäre.

So kam es, daß er erst den einen Stiefel verkehrt, statt am rechten, am linken Fuß, heraufzog, daß er in die Weste so hineinfuhr, als gehörte die Rückseite auf die Brust, daß er außerdem noch einige Kleinigkeiten verkehrt machte, und als er am Ende nach dem Hute griff, in der Hast einen Todtenschädel erfaßte, der ihn, vom fahlen Mondlichte beleuchtet, grinsend anstierte.

Aergerlich schleuderte er das Knochenhaupt von sich und lief ohne Kopfbedeckung davon. Die Treppe flog er hinab, schon stand er an der Hausthür, schon hatte er die Klinke ergriffen und drückte daran, da fiel ihm erst ein, daß die Thüre

verschlossen, und sein Schlüssel in den Händen des in Liebe und Mondschein schwärmenden Kammerzöfchens war.

Der Doctor war außer sich.

— O Schicksal! o Glücks- und Unglücksnacht! rief er, und er hätte weinen mögen vor Wuth.

Wie Simson an den Pfosten des Philistergebäudes, rüttelte er an dem Schlosse der Thüre, doch das eiserne Schloß knarrte nur, wie höhnend über seine vergebliche Anstrengung.

— Kommen Sie bald, Herr Doctor? Haben Sie Erbarmen, eilen Sie! jammerte draußen eine zarte Stimme, daß dem Doctor das Herz aufging im Mitgefühl, und immer knarrte und rasselte die Thüre und wollte nicht aufgehen.

Nach langen, vergeblichen Versuchen sah er endlich ein, daß man nicht mit dem Kopfe durch die Thüre rennen kann, und entschloß sich, da ihm nichts Anderes übrig blieb, das Schlafgemach des in Liebe und Mondschein schwärmenden Kammerzöfchens aufzusuchen, um seinen Hausschlüssel wieder zu fordern.

Das Haus, in welchem er wohnte, hatte drei Stockwerke, die alle bewohnt waren. In jedem Stockwerke war eine Reihe von Thüren; von diesen vielen sollte er nun die einzelne herausfinden, hinter welcher die Kammerzofe, die er als eine ihm böswollende Schicksalsgöttin ansah, von Liebe und Mondschein träumte.

Hygiea! erbarme Du Dich seiner und leite Deinen treuen Jünger auf den rechten Pfad!

Er stieg die Treppe hinauf, ging an der Wand herum, wie betäubt vor Aerger, und fing nun an der ersten Thüre, auf die er stieß, erst leise, dann immer vernehmlicher zu pochen an. Niemand ließ sich vernehmen. Er legte sein Ohr an's Schlüsselloch, Alles war still darin. Endlich legte er die Hand auf die Klinke, sie gab nach, die Thüre sprang auf, er blickte in's Zimmer, da grinzte ihm vom Fußboden, vom fahlen Mondscheine beleuchtet, ein Todtenkopf an. Welch unseliges Miß-

geschick! Er hatte in der Zerstreuung so lange an seine eigene Stubenthüre gepocht.

Aergerlich ließ er die Thüre offen, und tappte weiter. Endlich gelangte er an eine Thüre, durch die ein vernehmbares Husten drang. Krankhafte Zustände haben für jeden Arzt eine besondere Anziehungskraft. So klopfte denn Moritz leise an die Thüre.

Ein Mops fing an zu bellen, mehrere aus dem Schlummer aufgeschreckte Katzen miauten, ein gewaltiges Husten tönte grell dazwischen.

— Wer klopft? — rief eine weibliche Stimme.

Der Doctor stotterte in der größten Angst und Verlegenheit: schläft vielleicht in diesem Zimmer das Kammermädchen der Frau Gräfin?

Von Neuem donnerte ein gewaltiges Husten durch das Zimmer und dazwischen ertönten die Worte: welcher Unverschämte wagt es, in der Nacht in's Schlafzimmer meines Kammermädchens zu wollen und mit frecher Stirn noch mich zu wecken? soll ich etwa gar noch leuchten? ich werde sogleich meinen Kutscher wecken, damit er ihm den Weg weise.

Mehrere Male hatte der Doctor versucht, diese unschmeichelhafte Rede durch eine Erklärung zu unterbrechen, er konnte aber den reißenden Strom der Rede nicht hemmen.

Da klapperten ein Paar Pantoffeln in der Nähe, und von der obern Treppe herunter stieg die Liebe und Mondschein schwärmende Kammerzofe, welche das Lärmen der gnädigen Frau gehört und geglaubt hatte, sie rufe nach ihr.

— Ein Dieb! Ein Dieb! — schrie das Mädchen, als sie den Doctor an der Thür ihrer Gebieterin erblickte, und wollte fliehen.

Der Doctor setzte ihr nach, um sie zu bedeuten, doch das Mädchen schrie Zeter Mordio.

Da erdröhnte vom Hofe empor eine derbe Baßstimme:

— Was geht da oben vor? was ist das für ein Spektakel?

— Johann! kommt herauf! — schrie die Gnädige aus ihrer Stube.

— Er packt mich! — winselte das Kammermädchen.

Der Doctor rang mit Angst und Wuth.

— So hören Sie mich doch nur! — rief er in Einem fort; doch das Mädchen schrie nur und wollte nicht hören.

Jetzt vernahm er feste Männertritte, welche die Treppe heraufstiegen; um nicht noch in die rohen Fäuste eines Kutschers zu fallen, ließ er das in Liebe und Mondschein schwärmende Kammerzöfchen los und suchte einen Zufluchtsort, den er auch glücklich durch die offengebliebene Thüre in seinem eigenen Zimmer fand. Von innen verriegelte er die Thüre.

Der Kutscher kam herauf.

— Was ist denn hier los?

— Ach! schrie das Kammermädchen — er hat mich gepackt!

— Er wollte ja zu Dir, freche Dirne! — schrie die Gnädige hinaus — Du hast ihn Dir wohl bestellt?

— Aber wen denn? fragte der Kutscher, es ist ja Niemand hier?

— Wie? ist er fort? — Mein Gott! am Ende war's ein Geist! — Ach wohl der Geist des seligen Runkelrübenzuckersiedereigesellen, der aus Gram gestorben sein soll, weil ich ihm einen Korb gab. Ach! nun verfolgt er mich.

Jetzt trat der Doctor mit Licht aus seiner Thüre. Da er wohl einsah, daß es, bei der tragi-komischen Wendung der Dinge, das Beste wäre, den Schein anzunehmen, als wüßte er nichts von dem ganzen Vorgange, so stellte er sich selbst verwundert, forderte aber sogleich den Schlüssel von dem in Liebe und Mondschein schwärmenden Kammermädchen, indem er den Zufall pries, der sie ihm eben entgegenführte, da er zu einer Kranken aus dem Hause müßte.

— Den Schlüssel, sagte das Mädchen, habe ich Ihnen, Herr Doctor, mit Dank auf Ihre Thürschwelle gelegt, weil ich mir wohl dachte, daß Sie ihn in der Nacht noch brauchen könnten.

Der Doctor griff nach der Schwelle, hob von da den Hausschlüssel ohne Dank auf und flog die Treppe hinunter.

Hastig schloß und riß er die Hausthüre auf; es stand Niemand mehr da. Er blickte um sich und sah eben einen in seiner Nähe wohnenden Kollegen mit einem Mädchen rasch vorübereilen, und hörte dabei noch die Worte des Mädchens: ich habe mich da drüben an der Thüre des Doctors, der hartherzig mich warten ließ und nicht kam, so lange aufgehalten; was wird meine arme Mutter machen?

Sehr, sehr langsam stieg der Doctor die Treppe hinauf und verwünschte in seinem Mißmuthe alle Kammerzofen, die schuldigen, die in Liebe und Mondschein schwärmen, und die unschuldigen, die nicht in Liebe und Mondschein schwärmen.

Er ging zu Bette. In dieser Nacht ward er nicht wieder geweckt; aber er blieb wach; der Aerger ließ ihn nicht einschlafen.

Julius Sincerus*).

---

*) Dr. Lasker im Danziger Dampfboten.

Die Vor- und Nachurtheile.

„Die Welt will betrogen sein; man will durchaus etwas Neues, Wunderbares, Glänzendes haben; die gewöhnliche Medicin ist ein langweiliges übellauniges Wesen, unverträglich mit dem Schmetterling unserer Tage, und so wagt es denn das Heer von Ignoranten, Betrügern und Schiefköpfen, immer neue, immer vielversprechendere Sachen auszuposaunen, und unsere Gesundheit und unsern Beutel auf die jämmerlichste Art zu mißhandeln." So spricht Hufeland, der es eben so redlich mit der Menschheit als mit seiner Kunst gemeint hat. Das Streben des Menschen nach Abwechslung ist eine der Haupturſachen, warum er sich von Neuem hinreißen läßt, wenn auch die Erfahrungen vieler Jahrhunderte ihm das bewährte Alte und Bessere anbieten. „Die gewöhnliche Medicin," heißt es leider hie und da, „ist ein langweiliges übellauniges Wesen, wir wollen das Alltägliche, Abgedroschene nicht mehr." „Gieb mir Kinder, sonst sterbe ich," sagt die eigensinnige Rahel zu ihrem Manne, und die entnervte Welt ruft den Aerzten zu: „Gebt uns ein neues System, ein neues Universalmittel — sonst freut uns das Kranksein nicht, und wir jagen euch zur Thür hinaus! Das ewige Einerlei!" — Der redliche Arzt antwortet: „Ich kann ja nicht auf Kosten Eurer Gesundheit neue Moden in meiner Kunst erfinden; ge-

sunde Früchte wollen ihre Zeit, um reif zu werden." — Das nützt nichts! Man hält ihn für einen Pedanten, für einen in den alten Formen Erstarrten, der sich nicht zu den genialen Ideen der jungen Kunst emporheben kann. Was ist die Folge? man wirft sich dem ersten besten Ignoranten in die Arme, der in die neugierige Laune der Modesucht einzugehen versteht; der jeden Tag, jede Stunde neue Mittel und Arcana an das Tageslicht bringt. Er wird vergöttert, sein Name fliegt von Mund zu Mund, und macht ihm sein Gewissen noch hie und da einen leisen Vorwurf, so macht er es schlaftrunken mit dem Spruche:

Die Welt will ja betrogen sein, Nun denn!
So werde sie betrogen!

Aber was nützen alle diese Klagen? Es war und bleibt ewig so! Man will nun einmal das Alte, Gewöhnliche, Alltägliche, Verrostete nicht. Wir leben im Zeitalter des Fortschreitens! Aber in der Kunst, seinen Arzt zu wählen, ist man doch nicht um einen Schritt weiter als ehemals. Ich will doch meinen lieben Lesern ein Histörchen erzählen. Ein großer Herr, der so ganz klein in seinen Launen war, wollte einen Mundkoch wählen. Es wurde ihm ein solcher anempfohlen, ein Mann, der in seiner Kunst ganz zu Hause war. Der große Herr verlangte Proben seiner Geschicklichkeit. — Er giebt eine Tafel; unter 12 aufgetragenen Gerichten, welche die Gaumen der anwesenden Gesellschaft entzückten, fand kein einziges den Beifall des Herrn. Er ließ den Koch kommen. „Ich kann Dich nicht brauchen," sagte er, „und wenn auch die ganze Gesellschaft Deine Gerichte für vortrefflich erklärte — ich fand sie schlecht, abscheulich." — „Hatten Sie nicht vielleicht einen verdorbenen Magen oder eine Gemüthsbewegung vor dem Essen? Dachten Sie vielleicht während der Tafel an Ihre ehrgeizigen Pläne? Oder war Ihnen einer der anwesenden Gäste zuwider?" — „Du bist ein Schurke," sagte der

große Herr. „Meinst Du, ich werde, damit mir es Deine Kunst zurecht mache, meine Leidenschaften beherrschen? Wenn Du nicht im Stande bist, für mich, so wie ich bin, schmackhaft zu kochen, so taugst Du für mich nicht." „Aber warum fand die ganze übrige Gesellschaft alle Speisen vortrefflich?" — Der Koch war nicht klug, diese Antwort zu geben. Er verlor den Dienst. So geht es uns Aerzten. 99 halten uns für Götter, und der 100ste jagt uns weg, weil wir nicht die Kunst verstehen, seinem Gaumen zu schmeicheln.

Die Wahl des Arztes ist Sache des Geschmackes, und de gustibus non est disputandum. Daher fallen die Urtheile über Aerzte so verschieden aus. Um meinen geehrten Lesern einen kleinen Beweis hiervon zu geben, will ich Ihnen nicht mehr und nicht weniger als 30 Urtheile über verschiedene Aerzte anführen, die ich neulich in einer Assemblee fällen hörte, wo man mich gar nicht kannte — man sieht, daß ich noch kein berühmter Aeskulap bin, und daß die Pferde zu meiner Equipage erst geboren werden müssen. — „Was haben Sie für einen Arzt," fragte A... seinen Nachbar B... — „Den Dr. N...," war die Antwort. „Er hat viel zu thun." „Aber," sagte A..., „er hört aus allzugroßer Geschäftigkeit Niemand recht an, und kann daher kaum seine Kranken so pflegen, wie es sich von einem gewissenhaften Arzte ziemt. Ich bin kein Freund dieser allzubeschäftigten Aerzte." — „Ich auch nicht," sagte C... — „aber ich könnte mich doch auch nicht entschließen, einen Arzt zu nehmen, der wenig Praxis hat und an meinem Barte will scheeren lernen. Ich bin mit meinem Dr. T... recht zufrieden." „Der wäre mir zu alt," sagt ein Vierter. „Er schreitet mit dem Geiste seiner Wissenschaft nicht mehr fort. Ich liebe die jungen Aerzte, die das Neueste con amore auffassen, würdigen, und zugleich mit Energie anwenden. Darum kann ich den Dr. L..., einen zwar jungen aber sehr gebildeten Arzt, nicht genug empfehlen." „Verzeihen Sie," fällt E... ein, „der wäre mir nicht nur zu jung und für jede

Neuerung zu empfänglich, sondern auch zu gelehrt, und daher mehr Bücherarzt als Practiker." „Ich liebe diese eingefleischten Practiker nicht," antwortete D..., „die durchaus an den rohen Erscheinungen haften und von keiner Theorie was wissen wollen. Sie bleiben gern beim alten Schlendrian und wissen von den Leistungen des Jahrhunderts das Wenigste." „So? Sie könnten Ihr Leben einem Manne anvertrauen, der immer für das neueste System sich ausspricht? Sie können einen Mann loben, der so viel künstelt? Ich bin nicht für das Neue, die Alten waren auch keine Narren. Die jetzigen jungen Aerzte sind mehr Belletristen als Aerzte, werfen sich in die Kritik und vergessen, daß die Bestimmung des Arztes Heilen aber nicht Kritisiren ist. Da lobe ich mir meinen Arzt, der ist ein strenger Empiriker, und hält sich genau an die Aussprüche der nüchternen Erfahrung. Man sagt freilich von ihm, es fehle ihm an aller Philosophie, an allen Kenntnissen, die den gebildeten Arzt auszeichnen sollten, er sei etwas auffahrend und besitze nicht die mindeste Artigkeit; aber mit Höflichkeit kurirt man nicht. Er ist in seiner Kunst glücklich und mehr braucht es nicht, um ihn allenthalben zu empfehlen." „Wie," ruft H..., „Sie reden gewiß vom Dr. ... Darf ich auch ein Wörtchen einreden? Ich bin auch ganz von ihm entzückt. Er quält nicht mit vielem Hin- und Herfragen, sondern macht es kurz, und seine schnellen Entschlüsse zeigen von Genie und practischem Tact. Ich hatte früher Dr. ... zum Hausarzt; der aber hatte die unglückliche Gewohnheit, Einen wie ein Kriminalist zu examiniren, blieb Einem stundenlang auf dem Hals sitzen, wollte die ganze Lebensbeschreibung des Kranken wissen, bevor er sich nur entschloß, die Feder einzutauchen. Da ist man lange in einer entsetzlichen Spannung, und diese Ungewißheit ist oft peinigender als die Krankheit selbst." — „Ich bin nicht Ihrer Meinung," sagte ganz ernsthaft Herr ... „Ich kann es zwar nicht billigen, wenn man zu lange hin und her deliberirt, aus dem Kranken examinando einen halben

Delinquenten macht, und so lange das Verschreiben aufschiebt, bis es zu spät ist; aber Ihr Doctor ist gar zu schnell mit der Feder in der Hand; er betrachtet den Kranken wie eine Festung, auf die man nicht früh und kräftig genug losstürmen kann. Auch hat er den Fehler, lauter theure Medicin zu verschreiben, er ist mir ein wenig zu kostspielig. Freilich wollen die Apotheker auch leben — aber er sollte es nicht gar zu arg machen." „Ich bitte um Vergebung," sagt Herr Y..., „ich glaube, Sie gehen etwas zu weit. Wollen Sie, daß es Ihr Arzt eben so mache, wie Dr. Q... es zu machen pflegte? Der verschreibt lauter wohlfeile Arzneien, zuweilen gar nur Hausmittel; die kann ich für mein Leben nicht leiden. Man erspart nichts dabei, höchstens, daß man für sein Geld hübsch lange krank sein kann. Auch hat dieser Arzt den Fehler, immer und ewig bei einerlei Arzneivorschrift stehen zu bleiben. Das ist gar zu langweilig und macht oft an ihm und seiner Kunst verzweifeln, wenn man sieht, wie wenig Abwechslung sie darbietet. — Mein früherer Arzt hatte den entgegengesetzten Fehler, der wechselt gar zu schnell mit seiner Medicin und verschreibt oft mehrere in einem Tage; das deutet auf ein inneres Schwanken ohne Ueberzeugung; auch machte er Alles gleich gefährlich. Seine Aengstlichkeit und Unentschlossenheit ließ mich ihn mit Dr. ... vertauschen. Ich bin mit diesem recht zufrieden. Man sagt freilich von ihm, er nehme Alles auf die leichte Seite, er sei gar zu dreist; aber sein Muth flößt Vertrauen zu ihm und zur Kunst ein. Auch zieht er die Reconvalescenz nicht gar so in die Länge, wie gewisse Aerzte, bei denen man gar nicht fertig wird; die Einem mit Nachcur und Diät so lange quälen, daß man aus ihrer Vormundschaft gar nicht emancipirt wird. Ihre übertriebene Strenge verbietet den kleinsten Genuß — sie lassen den armen Reconvalescenten eher verschmachten, als sie ihm ein Gläschen Wein erlauben." — „Aber Sie wollen doch nicht," ruft Herr X..., „daß der Arzt seinem Kranken gar nichts verbiete? Dr. ... macht es so, er

erlaubt seinen Patienten zu viel, und was ist die Folge dieser zu weichherzigen Nachsicht? Die Kranken mißbrauchen sie, essen und trinken sich von Neuem wieder krank. Neulich war eine solche Recidive die Ursache, daß mein Freund in eine lebensgefährliche Krankheit verfiel; ich machte diesem Arzte Vorwürfe über seine Nachsicht — er lachte mich aus und sagte: Das verstehen Sie nicht. Ueberhaupt hat er kein feines Benehmen; mir scheint, er ist schon zu reich, macht sich nichts aus dem Gelde, es liegt ihm nichts daran, ob er Kranke hat oder nicht. Ich habe auch deswegen mein Vertrauen zu ihm verloren und wende mich jedesmal an Dr. I... Man will ihm freilich den Vorwurf machen, er ziehe den Reichen dem Armen vor; er sei kein Kinder-, auch kein Weiberarzt. Aber ich bin reich, zahle ihm gerne seine Visiten, und muß gestehen, bei mir war er immer glücklich. Ja, Glück! Das ist die Hauptsache bei dem Arzte." —

Soll ich die Geduld des geehrten Lesers noch länger mißbrauchen? Nein! Diese Beispiele, aus dem Leben gegriffen, mögen hinreichen, zu beweisen, wie verschieden die Urtheile über Aerzte sind. Ach! wie oft geschieht es, daß Derjenige, der sich in die Launen seiner Kranken zu schicken — der ihre Vorurtheile zu schonen, ja sogar ihnen zu huldigen weiß, in ihren Augen ein gar charmanter, lieber, freundlicher, interessanter Mann genannt und als solcher allenthalben empfohlen wird. Aber keinem redlichen Arzte wird es einfallen, in die Vorurtheile des Publikums so einzugehen, daß darunter das Wohl des Kranken leiden könnte. Er wird Ernst mit Menschenliebe freundlich verbinden; aber die Pflichten seines Berufes werden ihm mehr als alle Urtheile des Publikums gelten. Es ist keine Möglichkeit, in alle ungereimten Forderungen einzugehen, die oft Dummheit, Blödsinn, Eigenliebe und Sucht nach hohem Ton an den Arzt stellen. — Nur noch eine Anekdote zum Schlusse: Es tadelte Jemand an einem Arzte, daß der

Apotheker, um dessen Recepte zu verfertigen, nie die Leiter brauche, um zur Medicin zu gelangen; sondern sie schon unten immer bei der Hand hätte, da müßte also (meinte er) nicht viel daran sein. —

Dr. Anonym. Obscurus,
in Beer's Gesundheits-Zeitung 1837.

Die Kranken von Ehemals und Jetzt.

Von

Dr. Alois Jeitteles *).

Ich habe vor allem Andern zwei Bitten an Dich, geneigter Leser! Erstens bleibe hübsch gesund, und zweitens, wenn Du Dir ja die Unbequemlichkeit des Erkrankens nicht ersparen kannst, werde nur kein Kranker nach der Mode. Du glaubst nicht, wie einem armen Teufel von Doctor zu Muthe wird, wenn er in einer Familie zu thun hat, die nach dem Journal von Gestern curirt sein will, und ihr gutes Renommé in der fashionabeln Welt zu verlieren fürchtet, wenn es verlautbaren sollte, sie lasse sich von einem Arzte gesund machen, der noch an Boerhave und van Swieten glaubt.

Um Dir jedoch recht eindringlich dieses ärztliche Märtyrerthum darzuthun, will ich Dir erst das erfreuliche Bild eines Kranken aus der guten alten Zeit malen, wie ich solches im Beginne meiner praktischen Laufbahn noch recht oft zu sehen bekam, ihm jetzt aber immer seltener, und meist nur unter alten Leuten zu begegnen so glücklich bin.

Der Kranke aus der alten Zeit ist auch meist ein alter Bekannter, ja sogar Freund seines Arztes, und Letzterer

---

*) Aus Beer's Gesundheits-Zeitung 1837. No. 25.

kennt daher bereits alle Verhältnisse seines Patienten bis in die tiefsten Tiefen. Es ward und wird ihm nichts verheimlicht, was das Wohl und Weh seines Pflegebefohlenen betrifft, und ist der Arzt ein alter Herr — war er auch sicher schon der Aeskulap des Vaters und Großvaters seines gegenwärtigen Kranken. Da ist ein leicht Behandeln! Man braucht nicht erst bis zur Arche Noah's zurückzufragen, um auf die heutigen Zustände zu gelangen. Der Arzt weiß besser als der Kranke und alle Angehörigen, was seit Jahren an Gesundheit und Krankheit im Hause vorgefallen, welche Mittel gebraucht, was geschadet, was genützt, was zu thun, was zu lassen sei; kurz er ist mit seiner medicinischen Bilanz in diesem Hause jeden Augenblick im Reinen, ohne viel zu plaudern und zu zaudern. Der Kranke seinerseits erzählt aber ganz breit und gemächlich, was ihn belästigt, wie er zwar nicht gerne dem Doctor wegen Kleinigkeiten beschwerlich falle, aber nun wäre es doch nicht länger räthlich, zu warten, der Schmerz zu groß, das Fieber zu heftig, er traue sich nicht ohne den Rath seines bewährten Freundes etwas zu thun. Zwar habe er schon einige Schalen Eibisch- oder Lindenblüthen-Thee getrunken, weil das schon oft genützt, und der Doctor nie etwas dagegen einzuwenden gehabt; diesmal aber wollen diese Mittel nicht mehr anschlagen, und es werde daher wohl nöthig sein, daß etwas verschrieben werde. So weit ist unser Kranker noch von altem Schrot und Korn; nun kommt aber doch etwas, das an den Kranken nach der Mode gemahnt. Er kann es nämlich nicht lassen, auch sein medicinisches Gutachten abzugeben, und behauptet ziemlich bestimmt, sein heutiges Unwohlsein komme blos von der Gicht, der Goldader, es seien die alten Krämpfe los, die Vapeurs, die ihn plagen, der Mond sei im Zu- oder Abnehmen, oder dergleichen; aber (höre und ahme nach, Kranker nach der Mode!) er wolle dem Doctor nicht vorgreifen, der müsse wohl wissen, was zu thun sei, und er bitte daher — horribile dictu! — um ein Recept. Der Doctor lacht aber den

Patienten aus, und behauptet, es fehle ihm gar nichts, es sei nichts als Aengstlichkeit; einige Tage strenge Diät, Bewegung im Freien ꝛc. ꝛc. werden hinreichen, den bösen Dämon zu bannen. So trennt man sich ruhig, ja heiter, und bleibt gut Freund nach wie vor. Ist es aber Ernst mit dem Krankseln, dann werden freilich Recepte verschrieben, Blutegel, Blasenpflaster, das ganze arzneiliche Arsenal aufgeboten, und Wohl und Weh aus Flaschen und Tiegeln heraufbeschworen. Aber der Arzt hat nicht nöthig, dem Kranken und der Umgebung Rechenschaft von seinem Thun und Lassen zu geben. Dazu bleibt er blos seinem Gewissen, und etwa zu Rath gezogenen Collegen verpflichtet. Weder der Kranke noch die Umstehenden — wenn sie nicht etwa sehr jung sind — wollen besser wissen, was Noth thut, als der Arzt. Aengstlich vertrauend befolgen sie jede seiner Anordnungen pünktlich, kummervoll lesen sie in seinen Mienen, jedes seiner Worte ist ein Orakel, sein ernster Blick bedeutet namenlosen Schmerz, ein heiteres Lächeln von ihm — und freudig pochen alle Herzen. Die Tage werden schmerzlich gezählt, jede Bewegung des Leidenden genau angemerkt und berichtet. Der Arzt seinerseits ruht in solchen bösen Tagen auch nicht auf Rosen. Der früheste Morgen findet ihn bei seinem Schwererkrankten, selbst wenn die vielbegüterte Baronesse Z. bereits zweimal hat sagen lassen, sie habe heute ihren mauvais jour; die späte Abendstunde sieht ihn am Krankenbette, sollte auch eine noch so berühmte Sängerin debütiren, und auch die Mitternacht findet ihn noch wach, nach Rath und Hülfe suchend bei bewährten Schriftstellern, die vielleicht bereits eher gestorben, ehe es noch Journale gegeben, welche die jüngsten Gelehrten mit der neuesten Weisheit tagtäglich ausstaffiren. Ich kenne einen Arzt, und bin seit meiner frühesten Jugend mit ihm auf das Innigste verbunden, der in solchen Nächten mit den bereits vor vielen Jahren verstorbenen, sehr schätzenswerthen Doctoren der Medicin und Chirurgie, Hippokrates, Sydenham, Fr. Hoffmann ꝛc. ꝛc., im

Traume förmliche Consultationen hielt, und keinen Anstand nähme, dasselbe wachend zu wiederholen, was er im Traume gesprochen, zum Beweise, mit wie unausgesetztem Antheile die Seele des echten Arztes das Wohl des Kranken verfolgt, und um so lebhafter, wenn sich dieser eines solchen Antheils auch würdig bezeigt.

Ist nun der Kranke gerettet, wie dankt dann jedes Wort, jeder Blick, jede Bewegung dem Helfer aus Gefahr und Noth! Seine unscheinbarste Aeußerung wird hervorgehoben und gleich einer erhabenen Weisheit von allen Seiten beleuchtet; sein Verdienst um den Kranken freudig anerkannt und dankbarst ausgesprochen; das Vertrauen zu ihm hundertfach erhöht. Ein solcher Genesener kam unlängst zu dem Medicus, von dem oben berichtet wurde, daß er bereits öfter die Ehre hatte, mit Hippokrates im Consilio gewesen zu sein, und indem er sehr geringes Honorar überreichte, sprach er mit Thränen im Auge: „Nehmen Sie für Vieles mit dem Wenigen vorlieb, das ich nach einer langen Krankheit entbehren kann. Den Rest werde ich, so Gott will, sicher nachtragen!" Am selben Tage erhielt derselbe Arzt nebst sehr reichlichem Lohn folgendes Billet: „Euer Wohlgeboren erhalten für die glückliche Behandlung meines Sohnes Oscar meinen verbindlichsten Dank mittelst Beiliegendem (!!!). Hochachtungsvoll ꝛc. ꝛc." Zu welchem von Beiden wird der Arzt, wenn er wieder geholt wird, lieber gehen? — —

Nun sollte ich meinem Versprechen gemäß einen Kranken nach der Mode schildern, aber ich gehe mit schwerem Herzen daran. Es thut nicht wohl, von Verkehrtheit, Thorheit und noch viel Ueblerem zu sprechen, das ich mit dem rechten Worte nicht bezeichnen will. Doch habe ich nun einmal die Verpflichtung übernommen, so sei es denn gewagt! Nur will ich, um unangenehme Details zu vermeiden, mehr in Umrissen malen. Eine Scene aus der Wirklichkeit, wie ich sie jüngst erlebt und sie jetzt jedem beschäftigten Arzte so häufig

vorkommt, diene als Prototyp, um das Specielle ein- für allemal umgehen zu können. — Ich wurde zu Herrn v. X. gerufen. Ich kannte die Familie blos von Renommé als sehr reich, sehr elegant, von modernster Bildung. Im Salon empfing mich die Frau vom Hause, und nun begann folgendes Gespräch:

Frau v. X. Ich habe Sie zu uns bitten lassen, um meinen Sohn Ihrer ärztlichen Sorgfalt zu empfehlen. Er kränkelt schon seit einiger Zeit. Vor ungefähr acht Tagen überstand er eine schwere Gehirnentzündung mit Nervenfieber, ging aber wieder aus. —

Ich. Eine Gehirnentzündung und Nervenfieber in acht Tagen überstanden? und konnte schon wieder ausgehen? Da dürfte denn doch ein Irrthum obwalten.

Frau v. X. Ganz wie ich Ihnen sage; er kam von einem Ball nach Hause, wo er viel getanzt und etwas mehr Punsch getrunken, als er sollte. Er klagte gleich über unerträglichen Kopfschmerz mit fast lallender Zunge, konnte sich nicht recht auf den Füßen erhalten, und mußte zu Bett gebracht werden. Meine Tochter Natalie erkannte das Uebel sogleich als eine heftige Gehirnentzündung, und gab eine Arznei. Als in einigen Stunden es noch nicht besser wurde, glaubte ich ein anderes Mittel angezeigt, worin mir Natalie beistimmte. Gegen Abend trat ein Schlaf mit Irrereden ein, wir ließen unsern Freund B. zu uns bitten, der billigte unsere Ansicht und Verfahren, versicherte, die Gehirnentzündung wäre bereits gehoben, aber ein Nervenfieber im Anzuge. Wir beschlossen daher den Uebergang zu einem dritten Mittel. Auf eine einzige Gabe desselben trat Erbrechen ein, hierauf schlief der Junge die ganze Nacht wie eine Wasserratte, und am nächsten Morgen waren Gehirnentzündung und Nervenfieber wie weggeblasen.

Ich. Ohne einigen Katzenjammer dürfte es doch nicht abgelaufen sein. Auf diese Art hat auch kein Arzt die Krankheit Ihres Sohnes gesehen und constatirt?

Frau v. X. Wozu? Sie glauben nicht, welch tiefen praktischen Blick meine Natalie trotz ihrer siebenzehn Jahre besitzt. B., der auch bereits sehr viele Erfahrungen für sich hat, kann sie nicht genug bewundern. Auf dem Lande im Sommer wird sie weit und breit zu Rathe gezogen, und hat die erstaunungswürdigsten Curen glücklich vollendet. Doch um auf meinen Oscar wieder zu kommen. Der Wildfang hielt sich nicht. Wie die jungen Leute nun sind, der Fasching verrückt ihnen allen den Kopf. Jede Nacht auf zwei bis drei Bällen, den ganzen Vormittag auf der Reitschule und nur nach Tische einige Stunden Schlafes. So zog er sich denn einige Tage herum, nicht krank, nicht gesund. Mein Neffe C., der im vorigen Sommer die Wassercur gebrauchte, bestand auf die Anwendung einer solchen im gegenwärtigen Falle. Aber auch das fruchtet nichts. Der arme Junge wird immer schwächer, und was das Aergste ist, er hat alles Vertrauen in unsere Behandlung verloren. Er verlangt dringend Ihren Beistand. Nun bitte ich Sie, ihn ja nicht durch zu viele Medicamente zu verderben.

Ich. Bis jetzt habe ich wenigstens immer getrachtet, meinen Kranken durch Medicamente zu nützen. Doch bitte ich, mich bei Ihrem Herrn Sohne einzuführen. „In der Narrheit ist doch wenigstens Methode," dachte ich bei mir, und ob ich gleich an dem, was ich gehört, genug hatte, um mich von jeder weitern Berührung mit dieser Aeskulap-Familie abzuhalten, so konnte ich doch dem Gelüste nicht widerstehen, Fräulein Natalie Hippokrates, Herrn B. Galen und Herrn C. Celsus von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Ich trat in das Krankenzimmer, und fand an dem guten Oscar ein sehr herabgekommenes, und durch viele Debauchen bereits tief zerstörtes Subject mit einer weit verbreiteten, und durch mehrere Tage vernachlässigten Brustentzündung. Es ist hier nicht der Ort, eine Krankengeschichte zu schreiben, daher nur in Kürze Folgendes: Ein Aderlaß war dringend nöthig,

was ich den Anwesenden sogleich kund gab. Fräulein Natalie, die mich überhaupt mit so scheelem Blicke betrachtete, wie ein Dorfbader den andern, erklärte sich hastig dagegen, und versicherte mit festem Tone, sie werde nie zugeben, daß man ihren Bruder umbringe. B. zuckte die Achsel und brummte etwas in den andeutungsweise vorhandenen Bart, was ungefähr wie alter Schlendrian klang; der C. glaubte Umschläge auf die Brust hätten nach seinen zahlreichen Erfahrungen in dergleichen Fällen Wunder gewirkt. Ich erwiederte, in einer langjährigen Praxis noch kein Wunder bewirkt zu haben, was ich überhaupt einer höhern Macht demuthsvoll überlasse. Mein Vorschlag zu einer Consultation mit einigen accreditirten Aerzten wurde einstimmig verworfen. Es blieb mir nun nichts übrig, als mich aus dem Krankenzimmer zurückzuziehen. Im Salon, wohin mir Alle gefolgt, sprach ich die bestimmte Versicherung aus, daß unter diesen Umständen, wenn nicht schnelle, angemessene Hilfe geschafft werde, das Leben des Kranken nicht auf drei Tage verbürgt werden könne, und daß ich mich verpflichtet fühle, die Anwesenden dringend aufmerksam zu machen, wie der Kranke noch im Verlaufe dieses Tages disponirt werden müsse, die Tröstungen der Religion zu empfangen. Auf diese so entschiedene Gefahr schien Keiner gefaßt zu sein. Frau v. X. fing an heftig zu zittern, und war einer Ohnmacht nahe; Natalie wurde todtenbleich; B. meinte, einige Unzen Blut könnten einem jungen Menschen doch nicht gleich das Leben kosten, und der kalte Wassermann schlich davon, einen Wundarzt zu besorgen.

So hatte ich durch fast vierzehn Tage, so lange nämlich meine Besuche nöthig waren, mit Unsinn, Anmaßung, Altklugheit und Sucht des Besserwissens zu kämpfen; aber es handelte sich um das Leben eines Menschen, und jede andere Rücksicht mußte dieser weichen. Mama wollte keine zusammengesetzten Arzneien, oder wie sie es in der modernen Kunstsprache bezeichnete „Arzneigemische," die Schwester prätendirte, der

Bruder solle höchstens einmal des Tages einnehmen, und wollte von äußern Mitteln durchaus nichts wissen, der Neffe konnte von lauwarmen Getränken nicht reden hören, Herr B. — schwieg. Nur meine unerschütterliche Festigkeit und die Zauberformel: „unbedingter Gehorsam oder Tod" retteten den Kranken aus einer höchst gefahrvollen, vernachlässigten Krankheit, und ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß ich ihn mehr noch der Thorheit, als dem Tode abkämpfte. Der junge Herr muß aber meine Physiognomie nicht recht gefaßt haben, denn er begegnet mir manchmal und scheint mich nicht mehr zu kennen; das Fräulein behauptete in einer Gesellschaft, hätte sie ihren Bruder fortbehandelt, er hätte zu seiner Genesung nicht so viele Stunden nöthig gehabt, als Tage unter meiner Behandlung vergingen; Mama rühmt sich, ihren Sohn dadurch gerettet zu haben, daß sie die Medicamente nur zu halben, statt zu ganzen Löffeln gereicht; der Neffe schreibt Oscar's Genesung der Finte zu, daß er ihm täglich einige Löffel kalten Wassers heimlich beigebracht habe. Jeder hat dem Kranken genützt, nur nicht sein Arzt, Jeder das Heilgeschäft verstanden, nur nicht der Arzt. Nur Herr B. begrüßte mich am Tage, als ich seinem Freunde den letzten Besuch machte, mit einem herzlichen Händedrucke und den Worten: Ich danke Ihnen, Sie haben meinen Freund gerettet, und mich — geheilt!

Aber wo blieb Herr v. X. während dieser ganzen Zeit? Es waren böse Tage für ihn. Die Unpäßlichkeit des Herzogs von *** hatte den Geldmarkt von Europa heftig erschüttert, und ließ ihn nicht dazu kommen, sich der Krankheit seines Sohnes thätig anzunehmen, und so sah ich nichts von ihm als jenes Billet, das ich bereits dem geneigten Leser weiter oben mitgetheilt.

Dies ist ein trauriges Genrebild aus einer Krankenstube nach der Mode. Ich könnte noch manchen Pendant dazu liefern, aber es ist nicht erfreulich, von Thorheiten der Menschen

zu sprechen, die man nicht belachen, sondern nur beweinen kann.

Lieber Leser, werde nur kein Kranker nach der Mode!

Der Priester und der Arzt.

Von

Mathias Koch.

Wenn die Kraft des Menschen gebrochen ist, wenn er, seiner Selbstständigkeit beraubt, von Krankheit auf das Lager hingestreckt und den Schmerzen zum Raube gegeben ist, da heischt nicht blos sein Körper Hülfe, sondern auch die Seele schmachtet nach dem Labsale der Tröstung, des Zuspruches, der stärkenden Erhebung. — Der Priester und der Arzt nähern sich ihm. — Die Repräsentanten zweier der nützlichsten und einflußreichsten Stände, deren Thätigkeit rein praktisch ist, theilen Gewalt und Herrschaft über den Hilflosen unter sich. Beide arbeiten für einen Zweck, nämlich den Leidenden herzustellen. — Das natürliche Verhältniß ist demnach die regste Vereinigung im Wollen und Handeln zwischen Priester und Arzt. Sie sollen sich brüderlich die Hände reichen, und Eins sein in Gesinnung und That. — So ist es auch in einer durchgehends religiös gesinnten Zeit. Der Arzt bezeigt dem Priester jene Achtung, welche der Wissenschaft des Göttlichen den Vorzug vor dem materiellen Wissen einräumt. Er bedenkt, daß der Mensch aus Leib und Seele bestehe, daß folglich Jedes seinen Theil heische, und die Bedürfnisse des Kranken von zweierlei Art seien. Er erkennt sehr richtig, daß seine Kunst den kranken Körper nicht heilen werde, wenn die Seele, — das Gewissen — krank ist. Auch fühlt er die Unzulänglichkeit

der eigenen Kraft, die Seele in einen gesunden Zustand zu versetzen, weil Menschentrost im Leiden viel zu ohnmächtig ist, um zu einer kräftigen Erhebung der gebeugten Seele zu verhelfen. Selbst religiöses Bedürfniß in sich bergend, gesteht er gerne und froh der Religion die kraftvolle Wirksamkeit auf das Gemüth des Leidenden zu, und weit entfernt, sie entbehrlich zu finden, ruft er sie vielmehr herbei.

Ganz von Dem verschieden, gestaltet sich die Sache, wenn etwa mit dem Umsichgreifen des religiösen Indifferentismus das Verhältniß zwischen Arzt und Priester verrückt wird. — Die gänzliche Lossagung der Wissenschaften vom religiösen Princip, dem sie doch, wie die gesammte Menschheit inhäriren, weil diese selbst ihre Culturvollendung nur im Göttlichen, als Höchstem und Letztem, erhalten kann, bewirkt alsdann die Herabsetzung der ganzen Wissenschaftlichkeit in die niedrige Sphäre des bloßen Materialismus, welchem sehr bald der Geist des Menschen so unbedingt huldigt, daß er nicht nur seiner eigenen Spiritualität vergißt, sondern auch die höchste Ausbildung und Geltendmachung des Materiellen, als einzigen und letzten Zweck seines Daseins betrachtet.

Dieser grobe und nebstbei sträfliche Irrthum, wenn er sich auch der ärztlichen Wissenschaft mittheilen würde, hätte zur Folge, daß der Arzt von den religiösen Einflüssen auf das Gemüth nicht den gehörigen Gebrauch mehr machen, und somit das wirksamste aller psychischen Mittel der Heilkunde, keine Anwendung mehr finden würde. Natürlicherweise entstünde dadurch zwischen dem Arzte und dem Seelsorger ein schneidendes Mißverhältniß. Der Erstere fände Letztern am Krankenbette entbehrlich, während Diesen Pflicht und Nothwendigkeit dahin rufen. Es ist ein ganz gedankenloser, ja selbst alberner Grundsatz, „den Kranken nicht mit religiösen Ermahnungen beunruhigen zu sollen." Glaubt wohl, wer so spricht, daß es möglich sei, mit einem belasteten Gewissen, oder mit marternden Zweifeln über die Existenz nach dem Tode, Ruhe in sich zu

haben? Innere Ruhe giebt kein Menschentrost. Dieses fühlt der Mensch nie stärker und überzeugender, als am Krankenlager. Soll er seine Leiden mit Geduld und Ergebung ertragen, soll er bei herannahendem Tode, wenn alle Hilfe ihn verläßt, nicht verzweifeln, so muß der Glaube seiner geistigen Erhaltung, die Hoffnung einer nahen, bessern, schmerzlosen und beglückten Existenz, ihn im Kampfe mit der unterliegenden Natur aufgerichtet und bei Sinnen halten. Wenn der Arzt mit der Erklärung weggeht, seine Kunst erschöpft zu haben und nicht helfen zu können, und der Priester seinen Platz nicht einnimmt, so ist der Kranke dem schrecklichsten Zustande Preis gegeben, der gedacht werden kann. Der wahre Arzt also unterläßt es niemals, dem Kranken einen wirksamen religiösen Beistand zukommen zu lassen — er hätte den Menschen nicht besser, als das Thier behandelt!

Aber abgesehen von den strengen Forderungen, welche die Religion in diesem Punkte dem Arzte stellt, wäre es von ihm äußerst unklug gehandelt, wenn er ihren Einfluß auf den Kranken schmälert oder gar benimmt. Keine Macht auf Erden übt eine so entschiedene Gewalt über den Willen aus, als wahre Religion. Wie nun, wenn es sich darum handelt, den Willen eines Kranken zu disponiren, und alle Gründe, welche der Arzt und die Angehörigen oder Freunde des Patienten vorbringen, aus Mangel an imponirender Autorität wirkungslos bleiben? Wer könnte da noch durch Erschütterung des Gewissens, durch Hinweisen auf Pflicht und Verantwortung, und endlich durch liebreiche Ermahnungen den starren Willen bezwingen, wenn nicht der durch seine Ehrwürdigkeit ausgezeichnete Priester? Ueberdies giebt es Seelenzustände, die der Kranke Niemand als dem Priester vertrauet, solche, welche nur von der höhern Weihe und Kraft der Religion eine Umänderung oder Heilung erfahren. Wie unpsychologisch handelt daher Derjenige, welcher auf das mit dem Innersten der Menschennatur enge verknüpfte, durch Angewöhnung und Sitte tief begründete religiöse Bedürfniß gar

nicht reflectirt? Entweder Mißachtung oder stolzes Selbstvertrauen machen ihn ein Mittel verschmähen, durch dessen Anwendung man in unzähligen Fällen schnellere Heilung bewirkte, und bei weitem geringere Mühe hatte.

Der Aufschub des religiösen Beistandes bis zu den letzten Momenten des irdischen Daseins ist ein anderer, und den Zwekken der Heilkunde geradezu entgegenwirkender Mißgriff. Die Ankündigung, den Seelsorger mit den Sterbesacramenten herbeizurufen, ist für viele Kranke, und ganz richtig, eine Todesankündigung, die ihnen aber auch den Todesstoß versetzen kann. Wäre es nicht geeigneter und selbst dem Arzte leichter, beim Beginn der Behandlung der Kranken auf seine religiösen Verpflichtungen aufmerksam zu machen? Ist nicht zu gewarten, daß, indem gleich zu Anfang der Krankheit die Seele mit den beschwichtigenden, wohlthätigen Wirkungen der Religion in seinem Gemüthe erleichtert wird, eine sehr günstige Reaction der Psyche auf den Körper erfolgen werde? Wer weiß nicht, wie Seelenruhe heilsam auf den Körper wirkt; wie froh und freudig das bessere Bewußtsein macht?

Ist es also wahr und ausgemacht, daß die psychologische Behandlung des Kranken den religiösen Beistand unumgänglich nothwendig macht, so heischt die ärztliche Pflicht eine rege Verbindung mit dem Seelenarzte. Wohl mögen Fälle eintreten, wo dieser den Maßregeln des Arztes nicht vollkommen entspricht; allein diese Fälle sind seltener als man glaubt, denn der Seelenarzt kann hinter dem allgemeinen Klärungsgange der Begriffe nicht zurück bleiben, und thut dies auch nicht. Aber mit Recht heischt er jene Achtung und jenen Einfluß, der ihm am Krankenbette gebührt, und der, würde er ihm versagt, zum größten Nachtheile der Menschenbildung und selbst zum Schaden der Arzneiwissenschaft ausschlagen müßte.

III.

Aerztliche Lebens - Politik.

Reise der medicinischen Tugenden.

Aus dem Englischen frei bearbeitet

von

E. Glehn.

Beim Ankauf eines Pfundes chinesischen Blumenthees wurde mir als Maculatur ein Manuscript gegeben, dessen Charaktere durch ihre Sonderbarkeit meine Neugierde lebhaft erregten.

Zu meiner großen Freude enthielt es die allegorische Darstellung eines medicinischen Gegenstandes, weshalb ich glaubte, von dem Zifferblatte eine Mittheilung machen zu dürfen.

Die Uebersetzung folgt demnach so, wie ich sie aus den Händen meines Freundes erhielt.

Die medicinischen Tugenden, überdrüssig, in den bestaubten Folianten der Klassiker zu modern, verabredeten eine allgemeine Zusammenkunft, um gemeinschaftlich über diejenigen Maßregeln zu berathschlagen, welche ihrer Wohlfahrt förderlich sein könnten.

Alle fanden sich zur bestimmten Stunde pünktlich ein, wie es von Tugenden zu erwarten stand. Es waren:

Die Erfahrung, der Scharfblick, der Beobachtungsgeist, der Fleiß und die Wissenschaft.

Die Erfahrung, etwas wohlbejahrt, aber trotz dem immer noch rüstig, nahm das Wort und redete die Tugenden folgendermaßen an:

„Meine Hochgeehrten und Vielgeliebten! der Zweck unserer heutigen Versammlung ist kein anderer, als die Mittel ausfindig zu machen, uns zu Glück und Ansehen zu verhelfen."

„Von wie vielen Gefahren wir täglich umgeben sind, daran brauche ich Sie kaum zu erinnern. Es wird daher gewiß Niemand von Ihnen in Abrede stellen, daß es Noth thue, diesem Elende abzuhelfen und die kräftigsten Maßregeln zu ergreifen, wenn wir uns von dem unvermeidlichsten Untergange retten wollen."

Nachdem während der Pause jede Tugend im Stillen einige Betrachtungen über die Wichtigkeit des angeregten Gegenstandes gemacht, unterbrach die Erfahrung das Stillschweigen und fuhr fort:

„Wenn ich meine Schätze übersehe, und im großen Hauptbuche auf ihre Quelle zurückgehe, so erkenne ich, daß die vereinten Bemühungen sehr Vieler nothwendig waren, um das gelobte goldene Land Quang-tong zu erreichen! Laßt uns darum, meine Hochverehrten, einen Versuch machen, ob es uns nicht besser gelingen wird, wenn wir uns sämmtlich zu dieser Reise vereinigen."

Dieser Vorschlag fand Beifall und wurde sogleich einstimmig unter lautem Jubel angenommen.

Eine geräumige Diligence, welche der Scharfblick schon ausgespäht hatte, sollte gemiethet werden, und die Vorsicht wurde beauftragt, den Handel abzuschließen und für alles zur Reise Nöthige Sorge zu tragen. Kaum graute der nächste Morgen, so fanden sich auch schon alle Tugenden reisefertig am Versammlungsorte ein. Der Fleiß, mit Courierstiefeln, Sporn und Peitsche ausgerüstet, schwang sich in den Sattel und übernahm das Geschäft des Postillons. Der Beobach-

tungsgeist und der Scharfblick, mit Brillen, Loupen, Ferngläsern, Mikroskopen u. s. w. bewaffnet, nahmen die Plätze vorn im Cabriolet; die Damen: Erfahrung, Wissenschaft, Vorsicht, Verschwiegenheit u. a., wie es Damen gebührt, die inneren Sitze des Wagens ein. Die Menschenliebe und Geduld aber wurden in das hintere Coupé verwiesen; sie waren von jeher der Hintansetzung gewohnt, daher ließen sie es sich auch diesmal gefallen. Ueberdies hatten sie auch hier, dem Staub und Koth am meisten ausgesetzt, die beste Gelegenheit, ihre herrlichen Eigenschaften zu entfalten.

Ein schöner Tag begünstigte diese tugendvolle Unternehmung. Die Tugenden, von den glänzendsten Hoffnungen belebt, und durch die heiterste Aussicht auf die Zukunft in angenehme Träume gewiegt, zweifelten im Bewußtsein ihres Werthes und ihrer edlen Absichten keinen Augenblick an dem glücklichen Erfolge ihrer Unternehmung, und sahen schon im Geiste das Land, wo die goldenen Früchte wachsen.

Ihr Weg war die große gerade Heerstraße, welche mitunter holperig und unbequem, daher nicht sehr befahren wurde.

Der Fleiß spornte, um Zeit und Weg zu kürzen, seinen Gaul, und die Uebrigen nickten und dämmerten allmälig in eine Traumwelt hinüber. So geschah es, daß ein Stein, welchen der Fleiß, seiner Kurzsichtigkeit halber, am Wege übersehen, ihrem Wagen einen heftigen Stoß versetzte, der den Tugenden fast hätte sehr gefährlich werden können; denn die Menschenliebe verlor die Geduld, der Beobachtungsgeist den Scharfblick, und die Erfahrung, eine hochschwangere Frau, bekam Wehen.

Der kleine Unfall hatte indeß für den Augenblick keine weitere üble Folge.

Es blieb aber der durch diesen Aufenthalt verursachte Zeitverlust unersetzlich. Der verlorne Moment ist unwiderruflich dahin, und selbst unsere Tugenden mußten bald die Wahr-

heit des Sprichwortes: „sero venientibus ossa," bestätigt sehen.

Sie fanden bei ihrer Ankunft auf der ersten Station bereits Alles besetzt und von einer lustigen, lärmenden Gesellschaft alle Pferde in Beschlag genommen.

Wie sehr erstaunten sie aber, und wie gedemüthigt fühlten sie sich, als sie unter den versammelten Gästen ihre eifrigsten Gegner erkannten. Es waren alle Untugenden, welche zum großen Kummer unserer achtbaren Reisegesellschaft die Arzneikunst entehren. An ihrer Spitze befand sich die Charlatanerie, eine immer nach der neuesten und extravagantesten Mode gekleidete, sehr gefallsüchtige Dame. Sie schrie und lärmte auf eine sehr ungebührliche Weise. Obgleich die Gattin des reichen Geldgewinnes, buhlte sie doch noch auf eine schamlose Art mit dem aufgeblasenen Ehrgeize. Die Schwatzhaftigkeit, die Zudringlichkeit, die Unwissenheit, die Unverschämtheit und viele andere lose Dirnen von gleichem Gelichter befanden sich in ihrem Gefolge.

Unbegreiflich war es den Tugenden, wie jene ihnen hatten den Rang ablaufen können, und zwar ohne daß sie ihrer gewahr worden. Das Räthsel löste sich ihnen aber bald, indem sie in der Gesellschaft eine Person entdeckten, die sie selbst zurückgewiesen hatten. Es war die Klugheit; diese hatte sich, als sie von dem Vorhaben der Tugenden Nachricht erhielt, ihnen als Begleiterin angeboten; war aber von denselben nicht angenommen worden, weil diese sie nicht für ihres Gleichen erkannten, und auch ohne ihre Beihilfe auf eine ehrenvolle Weise das Ziel ihres Vorhabens zu erreichen glaubten.

Die Klugheit, gekränkt durch eine solche Zurücksetzung, hatte ihre Dienste der entgegengesetzten Partei angeboten, das Vorhaben der Tugenden entdeckt und sich anheischig gemacht, ihnen zuvorzukommen. Sie war, wie zu erwarten stand, von den mediciniſchen Untugenden mit offenen Armen empfangen

worden, und hatte unverzüglich mit sehr vieler Sachkenntniß und Gewandtheit alle Vorbereitungen zur Reise getroffen.

Außerhalb des eleganten und geputzten Wagens hatte die Klugheit überdies eine kleine Maschine befestigt, die so narkotische, Schwindel erregende Eigenschaften besaß, daß selbst die Tugenden, bei ihrer Ankunft auf der Station, die Wirkungen derselben empfanden. Sie hatten sich nicht auf die große Heerstraße begeben, sondern waren auf Nebenwegen gefahren, hatten sorgfältig alle rauhen gefährlichen Stellen vermieden und sich mit so vieler Geschicklichkeit um die Steine des Anstoßes herumgewunden, daß sie zu einem Vorsprung gelangt waren, der sie in den Stand setzte, den Tugenden neue Hindernisse in den Weg zu legen.

Die Erfahrung, zu welcher sich jetzt alle Tugenden mit Bitten um Rath und Hilfe wandten, die Erfahrung rieb sich die faltenreiche Stirn, stützte das schwerbelastete Haupt, seufzte tief und sprach: — „Meine Theuern und Vielgekränkten, Alles, was auf dieser Erde — —"

Hier endet das Blatt, und die Fortsetzung habe ich trotz aller Mühe und Suchens hier nicht auffinden können.

Quacksalber und Wunderärzte*).

Man hat oft gefragt, ob es ein Wissen gebe, das nie und nirgends im Leben seine Anwendung finde. Man hat die Frage bejaht und verneint, und für beide Fälle Belege gegeben. Die gegenwärtige Philosophie ist über ein so kleinliches Sichten hinaus und sieht in der Aufstellung eines jeden neuen Satzes, in der Ausmittlung eines jeden neuen Factums eine Eroberung für das menschliche Geschlecht. Wer die Geschichte der Wissenschaft nur einigermaßen kennt, weiß, daß die großen Verbesserungen im menschlichen Sein und Wirken nichts Anderes als die nothwendige Folge eines Wissens sind, das anfangs ein müßiges, oft gar eine Spielerei zu sein schien. Es ist dies in den Naturwissenschaften in einem besonders auffallenden Grade der Fall. Allein wenn es die Philosophie verschmäht, als Schiedsrichterin in einem Rangstreite unter den verschiedenen Wissenszweigen einen Anspruch zu thun, so ist damit keineswegs gesagt, daß man über der Lehre das Leben vergessen solle; es gehört vielmehr zu ihren wichtigsten Aufgaben, beide mit einander zu verbinden und die Wege auszumitteln, wie die erkannte Wahrheit für das menschliche Geschlecht fruchtbar gemacht werden könne.

*) Aus d. Morgenblatte. Juli 1838.

Der Franzose hat für eine solche Fruchtbarmachung eine besondere Vorneigung, während der Deutsche sich in der geistigen Anschauung glücklich fühlt. In Frankreich hält deshalb in jeder Richtung das Leben mit dem Wissen gleichen Schritt, in Deutschland dagegen bleibt es immer hinter dem letztern zurück. Nur die Medicin scheint von dieser Regel eine Ausnahme zu machen. In Frankreich gehen alle Entdeckungen und Verbesserungen der Schule unbeachtet und unbenützt an der großen Masse vorüber, während in Deutschland, namentlich in Preußen, alle Klassen der Wohlthaten der Heilkunde sich erfreuen.

Frankreich, das Vaterland der Magendie, Cloquet und Orfila, ist zugleich der klassische Boden der Marktschreier und Quacksalber. In Paris schlägt der Marktschreier ungestört seine Bude neben der Sorbonne auf, und bietet seine Universalpillen und Pulver selbst den Studenten der Medicin an. Ein galonnirter Gauner kann ungestört vor den Thoren des Institutes von seinem Wagen herab der gaffenden Menge durch seine Prahlereien das Geld aus der Tasche locken, denn er trägt als Palladium sein Brevet d'invention in der Tasche. Nirgends ist es so leicht als hier, sich als Erfinder einer Arznei geltend zu machen. Wer ein Privilegium auf den Verkauf eines solchen medicinischen Einzelnproductes erlangt hat, ist in kurzer Zeit ein reicher Mann. Die Zeitungen wimmeln von Anzeigen patentirter Pulver, Salben, Syrupe, Pillen, Extracte ꝛc. Ein besonderes Glück macht jedesmal, was neu ist. Neben den officiellen Charlatanen schleichen die Winkelärzte und armen Practicanten, die weder patentirt noch documentirt sind, von Haus zu Haus, heilend und tödtend, wie das Schicksal will. Ihr Honorar ist gewöhnlich durch den Erfolg bedingt; dieser Umstand macht ihre Wirksamkeit weniger schädlich, als sie es ohne denselben sein würde. Sie binden es ihren geneigten Kunden besonders aufs Herz, sie an Freunde, Ver-

wandte, Bekannte, so wie überhaupt an alle discreten Personen zu empfehlen, was ihren Wirkungskreis oft in Monatsfrist ins Ungeheure erweitert. Diese herrlichen Männer, die sich unablässig das Weh vom unglücklichen Nebenmenschen abzuhalten bemühen, und in ihrem regen Eifer alle Nachstellungen der Polizei und den grimmigen Neid der approbirten Aerzte verachten, sind häufig das Idol eines Quartiers und erwerben durch ihr Gaukelspiel ein großes Vermögen. Die fürchterlichsten aller Betrüger jedoch sind jene Aerzte, die aller Verbote ungeachtet Consultation und Medicamentendebit mit einander verbinden, vorzüglich wenn sie sich auf Specialitäten, wie z. B. die sogenannten geheimen Krankheiten, verlegen. Als Urtypus in dieser Art darf man den Dr. Albert betrachten, von dessen Wirksamkeit man sich einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß er jährlich 100,000 Franken auf Maueranschläge und Anzeigen in den Journalen verwendet. Die Consultation ist gratis; der Patient hat blos die Arznei zu bezahlen. Ein glaubwürdiger Mann hat mir versichert, daß er sich für ein Pulver, das man in den Apotheken zu 15 Sous kauft, 5 Fr. bezahlen läßt. Man bemerke ferner, daß er dem Patienten gleichzeitig mehrere Arzneien mit Angabe des Zweckes verabfolgt. Der Patient wird hier mit vieler Umsicht behandelt. Er läßt beim ersten Besuche seinen Vornamen in das Journal eintragen und erhält sodann eine Nummer, die er bei den folgenden Consultationen vorzeigt. Dieser Mann empfängt den ganzen Tag, und der Andrang der Patienten ist so groß, daß er gezwungen ist, sich Aushilfe leisten zu lassen. Seine Domestiken sollen sämmtlich gehörig qualificirt sein, um ihn zu vertreten. Wie ist es möglich, wird man fragen, daß in Frankreich, besonders in Paris, dem Sitze aller Aufklärung und Civilisation, ein solcher Unfug Statt haben kann?

In Paris ist dieser Zustand zum Theil das Machwerk der graduirten Aerzte selbst, die sich die Consultationen und

Krankenbesuche übermäßig bezahlen lassen. Es besteht in dieser Beziehung keine Taxe; das Vermögen des Patienten ist die einzige Norm, nach welcher der Mediciner seine Forderungen regelt. Der Proceß, den im vorigen Jahre Beranger im Namen einer englischen Aristokratenfamilie gegen Koreff führte, kann uns einen Begriff davon geben, wie weit die Aerzte hier in ihren Forderungen gehen dürfen. Die meisten Aerzte geben zwar in bestimmten Stunden Gratisconsultationen; allein der Franzose hat gewöhnlich zu viel Ehrgefühl, um sie in Anspruch zu nehmen.

Als eine zweite Ursache dieser traurigen Erscheinung muß die medicinische Polizei der Franzosen betrachtet werden, die in keiner Beziehung mit der preußischen oder österreichischen den Vergleich aushalten dürfte. Die Hauptursache aber ist die Unwissenheit. So lange die Franzosen die Nothwendigkeit eines vernünftigen Schulzwanges nicht begreifen, wird es leider an einfältigen Menschen nicht fehlen, die dem Gauner ein williges Ohr leihen. Mir will es immer bedünken, als habe der Staat das Recht, jeden Bürger zu zwingen, seine Kinder in die öffentlichen Schulen zu schicken, so lange er nicht nachgewiesen, daß dieselben anderwärts einen Unterricht erhalten, der dem in den öffentlichen Schulen ertheilten nicht nachsteht. Ein Deutscher findet es kaum glaublich, daß es im Weichbilde von Paris Grundbesitzer giebt, die Gaunern gutes Geld bezahlen, um durch Zaubersprüche, die Käfer an den Bäumen zu tödten, welche die Heilung eines kranken Gliedes an einem Kinde dadurch zu erlangen hoffen, daß sie die Nägel an den Fingern abschneiden und einmauern, doch so, daß sie Niemand dabei sieht; die sich die Warzen vertreiben, indem sie eben so viele Linsen, doch ohne sie fallen zu hören, in einen Brunnen werfen, als sie Warzen an ihrem Leibe tragen; die krankes Vieh gewöhnlich durch Zaubersprüche heilen lassen. Und dennoch hat sich dieses Alles noch dieser Tage ereignet wie es ein von

einem hiesigen Zuchtpolizeigerichte gesprochenes Urtheil beurkundet. In Bezug auf Volksunterricht ist der Deutsche sicherlich praktischer als der Franzose. Um sich hiervon zu überzeugen, braucht man nur die in vielen preußischen Volksschulen eingeführten Lesebücher zu vergleichen, die, um dem Aberglauben vorzubeugen und der Quacksalberei Thür und Thor zu verschließen, die Naturwissenschaften, in soweit es geschehen kann, auch den ärmsten Klassen zugänglich machen.

IV.

Medicinische Länder-, Völker- und Städtekunde.

Bemerkungen über den Zustand der Medicin auf der Insel Java.

Von

Dr. E. Selberg *).

In einem Lande, wo außer den eingebornen Javanen Malaien, Chinesen, Europäer, Balinesen, Buginesen (von Celebes), Amboinesen (von Amboina), Maduresen (von Madura), Araber, Armenier, Aschantesen (von der Küste von Guinea) in größerer oder geringerer Anzahl leben, muß natürlich auch die Ausübung der Arzneikunst, deren Beschaffenheit so innig mit der intellectuellen und philosophischen Bildung des ausübenden Arztes zusammenhängt, unendlich modificirt sein, je nachdem die Bildungsstufe höher oder tiefer ist, welche das Volk einnimmt, dem der Heilkünstler angehört; auch Java bestätigt dies, und eben durch jene verschiedenen Völkerschaften, welche auf ihm hausen, bietet es ein interessantes Bild dar der Medicin in der Kindheit (bei den Javanen), im reifern Alter (bei den Chinesen), und im ausgebildeten (bei den Europäern). Diese drei Völkerschaften repräsentiren in Bezug auf die Ausübung der Medicin alle übrigen Nationen, welche außerdem hier leben, da jene vollkommen sowohl durch ihre Anzahl, als auch durch ihre politische Bedeutung im Stande waren, sich

---

*) Ausland. 1839. No. 46—50.

gegenseitig abzuschließen und den heimathlichen Sitten mehr oder weniger treu zu bleiben. Ich bin um so mehr geneigt anzunehmen, daß die folgenden Bemerkungen dem Publikum nicht uninteressant sein werden, da einerseits gerade die Ausübung der Medicin bei einem Volke einen sichern Schluß auf die übrige Geistescultur zuläßt, anderntheils aber eben durch diese Notizen der Leser in den Stand gesetzt wird, eine Wissenschaft in der Wiege zu sehen, welche die neuere Zeit in Europa zu einer bedeutenden Größe gebracht hat. Zugleich zeigen aber auch die folgenden Zeilen, wie eine Wissenschaft, welche in dem gemäßigtern Klima erblühte, in dem Strahl der tropischen Sonne verdorrt, und nicht mehr die Früchte wie im mütterlichen Boden trägt; ich meine die europäische Medicin auf Java. Die Medicin der Chinesen steht zwischen der europäischen und javanischen als Uebergangsstufe, denselben stabilen Geist beurkundend, welchen das Mutterland China in allen seinen Einrichtungen zeigt.

Nur das, was ich selbst gesehen, wovon ich mich selbst überzeugt habe, will ich hier mittheilen, um Unbekanntes zu veröffentlichen und Bekanntes zu bestätigen. Nur aus diesem Gesichtspunkte bitte ich diese Mittheilungen zu betrachten.

Die Medicin bei den Javanen.

Ohne mich in eine weitere Beschreibung der Javanen einzulassen, welche ich für eine folgende Mittheilung aufspare, gehe ich sogleich zu dem Zustande der Medicin bei ihnen über. Da sie durchaus keine Kenntniß von den verschiedenen Disciplinen der Medicin besitzen, keine Idee von den Vorgängen im menschlichen Organismus während der Krankheit und Gesundheit haben; so sind sie natürlich auch nicht im Stande, sich eine Vorstellung von den Wirkungen zu machen, welche Arzneien im lebenden Körper hervorbringen. Das ganze weibliche Geschlecht bildet das Corpus medicorum, und obgleich einige

ältere Frauen ex professo Aerzte (Dukhun) sind, so habe ich doch oft Gelegenheit gehabt, bei den Haushälterinnen der Europäer zu bemerken, daß auch der jüngere Theil der Javaninnen sich viel mit Ausübung der Medicin in engern Kreisen beschäftigt. Einzelne dieser javanischen Aerzte erwerben sich bisweilen einen großen Ruhm, und von fern und nahe, von Eingebornen und Fremden, wird ihre Hilfe in Anspruch genommen.

Wenn die Dukuhn zu einem Kranken gerufen wird, so ist die erste Frage nach dessen Hauptleiden, und dies ist auch die letzte, denn Ursachen, Verlauf der Krankheiten und gegenwärtiges Verhalten der Functionen ist ihr gleichgültig, und sie kennt weder die Manier dies zu erforschen, noch besitzt sie das Vermögen, vielleicht zufällig hierüber Erfahrnes bei der Behandlung in Anwendung zu bringen. Wird z. B. eine Dysenterie behandelt, und die Dukuhn weiß, daß Patient an einer Diarrhöe leidet, so wendet sie alle Mittel, deren Anwendung entweder die Tradition lehrt, oder die eigne Erfahrung billigt, schnell nach einander ohne besondere Auswahl an, bis eines hilft, oder der Tod die fernere Kur unnöthig macht. Der Arzneivorrath, welchen Java und die benachbarten Inseln liefern, ist groß, wie sich dies auch schon aus den stark differenzirenden klimatischen Verhältnissen schließen läßt. Um den javanischen Kenntnissen jedoch nicht nahe zu treten, muß ich bemerken, daß sie eine pharmakodynamische Eintheilung in ihrem reichen Vorrathe von Medicamenten gemacht haben. Sie theilen die sämmtlichen Arzneimittel in zwei große Klassen, nämlich in erhitzende (obat pannas) und kühlende Arzneien (obat dingin). Das einzige Kriterium für diese Eintheilung ist der Geschmack. So unzureichend dies Kriterium schon an und für sich ist, so wird es noch unsicherer, weil die Zunge der Javanen durch den zu häufigen Genuß des spanischen Pfeffers verwöhnt ist. So rechnet die javanische Dukuhn z. B. eine kleine Species von Capsicum annuum zu den erhitzenden Mitteln, weil sie ihr ein Gefühl von Brennen im Munde verursacht, eine größere

Species aber zu den kühlenden Arzneien, weil sie an den Genuß der letztern Art gewöhnt ist; ich kann jedoch erfahrungsmäßig versichern, daß die letztgenannte Pflanze durch den momentanen Versuch ihres Geschmacks eine förmliche Entzündung in meinem Munde hervorrief.

Antiphlogistische Mittel finden bei den Javanen durchaus keine Anwendung, obgleich die Natur dieses Eiland mit Blutegeln*) übersäet hat, so machen sie doch von diesen eben so wenig Gebrauch, als von Blutentziehungen überhaupt. Auch die Pflanzensäuren, welche so reichlich hier vorhanden sind, benutzen sie nicht, destomehr jedoch die ätherisch-öligen, aromatischen und scharfen Arzneimittel. Alle Arzneien, welche ich kennen lernte unter den Javanen, alle die, welche durch die Bemerkungen von Blume, Horsfield und Waitz bekannt geworden sind, gehören mehr oder weniger zu diesen genannten Klassen, wie Ansehn, Geruch, Geschmack und Wirkung zu erkennen giebt.

Während ich mich zu Surabaya aufhielt, hörte ich viel von einer Dukuhn sprechen, welche sich bei Inländern und Europäern einen großen Ruf durch Heilung der Dysenterie verschafft hätte, selbst bei solchen Kranken, wo holländische Aerzte Alles vergeblich versucht hatten. Von glaubwürdigen Männern wurden mir 25 bis 30 solcher Geheilten genannt. Von einem Javanen ließ ich mich zu ihr in den Kampong (javani-

---

*) Diese Blutegel sind eine andere Species als die unsrigen; sie sind größer, blutgieriger, haben ein zäheres Leben, und können Tage lang außer dem Wasser leben. In manchen feuchten Gegenden sind sie in solcher Masse, daß sie den Reisenden durch ihre Bisse sehr lästig fallen. Die Inländer befestigen um ihre Beine Tabaksblätter, um sich dagegen zu schützen. Hauptsächlich leben sie in den künstlichen Bewässerungen der Reisfelder. Ihre Charakteristik ist: Vermis corpore depresso, subtus viridi vel fusco, supra subviridi, cum maculis nigris, linea dorsali nigra, lineis duabus marginalibus flavis nigro punctatis.

sches Dorf, welches durchaus aus Bambus erbaut ist) führen, erhielt hier jedoch den Bescheid, daß sich die Aerztin mit ihren sämmtlichen Arzneien auf dem Bazar (Marktplatz) zu Surabaya befände. Hierher ging ich nun in Gesellschaft des Herrn Dr. Fromm, Gesundheitsbeamten zweiter Klasse und Leibarzt des Generalgouverneurs von Niederländisch-Indien, welcher Arzt in der malayischen Sprache bewanderter war als ich. Wir fanden die Javanin bald auf. Sie saß unter einem Baume mit vielen Kasten und Beuteln voll Arzneien um sich herum; ihr Gesicht war ernst und klug, und gehörte mehr dem Hindustamme als der malayischen Race an; das nachdenkliche, schwarze Auge contrastirte grell mit dem Weißen desselben und der braunschwarzen Gesichtsfarbe; sie war nach gewöhnlicher javanischer Sitte gekleidet, und saß zusammengekauert, uns mit mißtrauischen Blicken bewachend. Theils durch die obigen genannten Werke, theils durch andere Nachforschung bin ich besonders begierig geworden, mehr javanische Arzneimittel kennen zu lernen, welche ich auch in ziemlich bedeutender Menge hier vorräthig fand. Auf eine höchst langweilige Weise wog sie mit javanischer Langsamkeit auf einer selbst verfertigten Wage die Medicamente ab, einen Stein als Gewicht benutzend. Uebrigens waren die Arzneien theuer genug. Was die Form anbetrifft, worin die Javanen die Arzneien anwenden, so ist diese die Auflösung, der Aufguß, die Abkochung, Pulverform und eine sehr beliebte Form, welche die Mitte zwischen Kataplasmen und Salben hält. Diese letztere Form bereiten sie mit vielem Fleiße, indem sie sonst trockene Stoffe durch den Saft von frischen Kräutern, Kokusnußöl oder Essig flüssig machen. Der javanische Essig wird durch Gährung der Kokusnußmilch bereitet. Die Anwendung dieser Kataplasmen geschieht nach Regeln, auf welche sie ein abergläubisches Gewicht legen, auf fest bestimmten Stellen.

Der gelöschte Kalk spielt ebenfalls eine bedeutende Rolle unter den inländischen Arzneien, und er wird mit Wasser auf

das Gesicht gestrichen, sowohl als gewöhnliche Schminke für Mädchen, Frauen und Kinder, als auch bei vielen Krankheiten, z. B. der Augen, als kräftiges Mittel benutzt. Nicht selten sah ich Javanen, deren Augen mit einem breiten, weißen Kalkring ummalt waren, wodurch sie ein Aussehen bekamen, welches sonderbar genug für den daran nicht Gewöhnten war. Auch Europäerinnen gebrauchen, wie ich wenigstens einmal bemerkte, den nassen Kalk, um das Gesicht zu beschmieren, um der lieblichen Kühlung willen, welche er beim Trocknen hervorbringen soll. Sobald er trocken wird, wird er wieder abgenommen.

Ein anderes Mittel, welches vielfach bei Schmerzen rheumatischer und spasmodischer Art, bei Contusionen und dergleichen angewendet wird, ist das sogenannte Pitjetten, welches dem Massiren unserer Magnetiseurs sehr ähnlich ist. Obgleich die Javanen von verschiedenem Alter und Geschlecht im nöthigen Falle dies üben, so wird doch eine besondere Kunstfertigkeit dazu erfordert, und nach gewissen Gesetzen wird es von ältern Frauen ausgeübt, welche sich hiermit ex professo beschäftigen. Die wohlthätigen Wirkungen, welche diese Kurart bei rheumatischen Schmerzen hat, kann ich aus eigner Erfahrung bezeugen. Auch junge Mädchen beschäftigen sich mit diesem Pitjetten. Uebrigens hat jeder Javane verschiedene Arzneien vorräthig, um sie theils als prophylaktische und diätetische Mittel, theils in Nothfällen zu gebrauchen.

Eine besondere Kunstfertigkeit besitzen die Javaninnen in der Bereitung eines Giftes, welches langsam, aber sicher, durch Hervorbringung einer eigenthümlichen Krankheit tödtet, welche Aehnlichkeit mit der Lungenschwindsucht haben soll. Dieses Mittel wird namentlich oft in Fällen von Eifersucht angewandt, um sich der Gegnerin zu entledigen. Die Vergiftete kennt die Zufälle genau, und weiß, daß sie vergiftet ist, jeden Rettungsversuch als unnütz verwerfend. Europäische Aerzte vermögen wenig gegen die Folgen des Giftes auszurichten, da sie mit

der Natur desselben unbekannt sind, welches, wie mir ein Arzt versicherte, der dieser Sache genauer nachforschte, unter vielen unbekannten Stoffen, fein zertheiltes Kupfer und Menschenhaare enthält, nur im Reis dem Schlachtopfer beigebracht wird. Der Arsenik wird ebenfalls zu diesem Zwecke benutzt. Rother (Warangan mera) und gelber Arsenik (Warangan guning), welche beide Sorten aus oxydirtem Arsenik und Schwefel bestehen, ist auf allen javanischen Märkten zu bekommen.

Solche Giftmorde werden selbst durch die an Europäer verheiratheten Liplappe (Mischlinge von einem weißen Vater und einer schwarzen Mutter) oft begangen; denn obgleich diese dem Namen nach Christinnen sind, so besitzen sie doch, mit seltenen Ausnahmen, sowohl den Aberglauben als die Untugenden ihrer mohamedanischen Glaubensgenossen, welchen selbst von der mohamedanischen Religion nur die äußeren Gebräuche bekannt sind.

Das Vergiften der Waffen kommt jetzt sehr selten noch auf Java vor, desto häufiger ist es auf Borneo und andern Inseln des ostindischen Archipels. Es geschieht entweder mit dem Gifte des Upasbaumes oder anderen noch unbekannten Substanzen. Vom Upasbaume sind auf ganz Java nur zwei Exemplare, davon ist der eine in Geribon, der andere in Bangowangi. Mehrere vergiftete Pfeile habe ich mitgebracht, um später damit Versuche zu machen, welche ich mittheilen werde.

Eine besondere Erwähnung verdient noch die rohe Geburtshilfe der Javanen. Bei regelmäßigen Geburten sitzt die Kreißende rücklings gebogen auf einem Kissen; die Kreuzgegend ist durch ein Polster unterstützt, und der Bruder oder ein anderer Anverwandter hält von hinten her den Kopf der Gebärenden. Wird die Geburt jedoch verzögert, so wird außer anderen Mitteln noch ein barbarisches angewandt, indem der nächste gegenwärtige Verwandte mit seinen Füßen den Bauch der Kreißenden tritt.

Die Fruchtbarkeit ist übrigens auf Java so groß, daß oft noch durch Großmutter und Enkelin zugleich die Familie vermehrt wird.

Die Medicin bei den Chinesen.

Ueber 85,000 Chinesen leben auf Java, aber so streng abgeschlossen und Alles, was fremd ist, vermeidend, daß ich trotz aller Bemühungen von meiner Seite, zu erfahren, auf welchem Fuße die Medicin bei ihnen steht, nur wenig Ausbeute machte. Ich war in einer chinesischen Apotheke, welche dem Aeußern nach durchaus wie eine europäische eingerichtet war. Der Apotheker, welcher eben erst aus China angekommen war, sprach das Malaische noch schlechter als ich, und ich konnte mich ihm nicht verständlich machen. Hätten die chinesischen Charaktere vor den Kasten und Gläsern und das große Bild des höchsten chinesischen Gottes mit einem Altar davor, welcher mit zwei Wachskerzen und mehreren Opferschalen mit Speisen besetzt war, nicht hinlänglich gezeigt, daß man in einer chinesischen Officin sei, man hätte wahrlich geglaubt, in einer europäischen sich zu befinden.

Ich bemerkte schon vorher, daß die Medicin der Chinesen denselben festen, unwandelbaren Typus, wie ihre Staatseinrichtungen an sich trage. Diese Wissenschaft läßt nämlich weder der Nationalität des einzelnen Arztes noch der Genialität eines schaffenden Geistes unter der großen Anzahl derselben den geringsten Spielraum, indem der Chinese verpflichtet ist, nach einem medicinischen Codex zu handeln, welcher vor Jahrtausenden durch einen ihrer Kaiser Schi-nong festgesetzt sein soll. Handelt der Arzt genau nach den hier vorgezeichneten Regeln, so ist er ein guter Arzt, der Kranke mag dabei zu Grunde gehen oder nicht; weicht er jedoch hievon ab, so ist er des Todes schuldig, wenn der Kranke stirbt. Nach dem Wenigen, was ich erfahren konnte, scheint mir die

chinesische Medicin eine große Aehnlichkeit mit der arabischen zu besitzen, denn wie hier, so werden auch dort Elemente angenommen, aus denen der Mensch bestehen soll, und zwar der Zahl nach fünf. Diese harmoniren im gesunden Zustande und erzeugen durch ihre Dysharmonie die Krankheit. Die Zeichenlehre des Gesichts ist bei ihnen sehr ausgedehnt und wichtig, und längst ist es bekannt, daß sie die Pulslehre bis zu einer übertriebenen Subtilität ausgedehnt haben. Auf die Diät wird eine bedeutende Wichtigkeit gelegt. Größere chirurgische Operationen werden von den Chinesen nicht vorgenommen, obgleich sie von der Anwendung der Moxa und der Acupunctur häufig Gebrauch machen. Eine ausgezeichnete Fertigkeit besitzen sie in den Geschäften der untersten Chirurgie, und es gehört mit zur Sitte der Europäer, welche auf Java leben, diesen Nothwendigkeiten von einem Chinesen entsprechen zu lassen.

In Batavia war bei meiner Anwesenheit ein chinesischer Arzt, welcher sich durch seine Kuren einen berühmten Namen und ein ungeheures Vermögen binnen sehr kurzer Zeit erwarb, und dessen Hilfe auch oft von Europäern in Anspruch genommen wird. Uebrigens leben die Chinesen abgeschlossen für sich, haben ihre eigenen Tempel, Aerzte, Apotheken, Begräbnisse, gehen niemals in den Militärdienst, nie in ein holländisches Hospital, leben durchaus den chinesischen Sitten getreu, sparsam aber raffinirt sybaritisch.

Die Medicin bei den Europäern auf Java.

Ich komme zu dem Zustande der Medicin bei den Europäern auf Java. Ein Gesundheitsbeamter erster Klasse mit Colonelsrang, welcher zu Weltevrede wohnt, hat die Direction des ganzen Medicinalwesens auf Java; unter ihm sind drei dirigirende Gesundheitsbeamte mit Majorsrang, einer bei jeder der drei großen Militärabtheilungen; unter diesen stehen Gesundheitsbeamte zweiter und dritter Klasse. Der pharmazeu-

tische Dienst wird ebenfalls durch Apotheker erster, zweiter und dritter Klasse versehen. Die Einrichtung des Dienstes ist durchaus militärisch. Nur zu Batavia, Samarang und Surabaya ist ein Civilarzt vom Gouvernement angestellt. Eine große Anzahl unter den Aerzten und Apothekern sind Deutsche, die anderen größtentheils Holländer. Auch Liplappe findet man hin und wieder im Dienste, welche ihre fragmentarische Bildung in einem dortigen Hospitale erhalten haben.

Obgleich es auf Java allerdings viele wissenschaftlich gebildete Aerzte giebt, worunter auch einige sind, welche fleißig fortarbeiten, so hat die Medicin doch hier mehr den Charakter eines Handwerks als einer positiven Wissenschaft. Die Gründe hiervon liegen tiefer, sowohl in den individuellen Zuständen derer, welche hierher auswanderten, als auch in den allgemeinen Verhältnissen, welche jeden Europäer auf Java treffen. Viele der hier wohnenden Europäer verließen das Vaterland, weil sie gezwungen waren, ihm Lebewohl zu sagen. Sie lagen entweder mit den bestehenden Gesetzen im Kampf, gegen welche sie gesündigt hatten, und denen sie sich entzogen, um ihnen nicht als Opfer zu fallen, oder ihre Ungebundenheit stand mit der sittlichen Gesellschaft im Widerspruch, welche sie ausstieß, oder sie waren verarmt, und ihre Heimath bot ihnen keine Quelle, ihre Lebensbedürfnisse zu befriedigen, welche sie sich auf der anderen Halbkugel suchen müssen. Alle nahmen, Schmerz und Wuth im Herzen, den schweren, gezwungenen Abschied von der heimathlichen Erde, ihre letzte sanguinische Hoffnung an das Goldland Java knüpfend, welches sie für Alles entschädigen sollte.

Andere wieder trieb der Ehrgeiz, die Geldsucht, die Unzufriedenheit mit ihren gegenwärtigen Verhältnissen von dannen. Sie zogen es vor, ein gefährliches Spiel um ihre Zukunft zu spielen, und setzten ihre ganze Existenz ein gegen einen Treffer unter tausend Nieten. Auch diese sagten mit Resignation und Schmerz dem Vaterlande Lebewohl, welches

so wenig ihre Hoffnungen realisirt hatte. Noch Andere zogen als Abenteurer aus, das Glück zu erjagen, vergebens das auswärts suchend, was sie in ihrem Innern finden mußten. Auch diese büßten bald ihren schweren Irrthum, und mit tantalischem Schmerze schauten sie von dem Schiffe, was sie hinüber trug, auf das mehr und mehr ihren Blicken entschwindende Vaterland zurück. Mehrere dieser Unglücklichen lernte ich auf meiner Reise nach Java kennen. Ich suchte ihren wilden Schmerz zu besänftigen, aber vergebliche Mühe! Mit der letzten Spur des geliebten Vaterlandes hatten sie jeden moralischen Halt verloren. Wenigere Andere hatten reellere Gründe zur Ueberreise, unterrichteten sich von den Verhältnissen, in welche sie treten sollten, und gingen ruhig und ernst, mit fester Besonnenheit der Zukunft entgegen, die ihnen nichts Unerwartetes bringen konnte. Sie kamen an auf Java. Alle Fatiguen der Reise waren überstanden, und frische Hoffnung belebte wieder das erstorbene Herz. Doch die ersten 4 Wochen reichten hin, um auch die letzte Täuschung für immer zu zerstören.

Ein glühend heißes Klima ermattet Geist und Körper. Nicht selten steigt das Thermometer über 96° F., ja zu Zeiten über 100° F., fällt aber sehr selten bis auf 60° F. Was ich hier von der Temperatur sage, gilt natürlich nur von der im Schatten, denn in der Sonne sah ich das Thermometer gegen 1 Uhr Nachmittags in Surabaya bis auf 131° F. steigen. Die Ungesundheit des sumpfigen Bodens in den bedeutendsten holländischen Etablissements warf die Ankömmlinge nieder, und sie starben entfernt von den ersehnten Ihrigen einsam dahin, oder genasen wieder, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Verhältnisse wohl geordnet seien, daß das Gouvernement nach der wirklichen Fähigkeit schätze und belohne, und das Glück für sie eben so wenig als in Europa zu finden sei. Sie leben getrennt von Allem, was ihnen werth und theuer ist, mit keinem innigen Bande an den fremden Boden gefesselt. Der Egoismus, welchen Klima und Verhältnisse dem

Europäer aufdringen, läßt wohl die Gewinnsucht aufkeimen, unterdrückt aber die Liebe und die Freundschaft. Die Gehalte der Staatsdiener unteren und mittleren Ranges sind der Summe nach hoch, im Grunde aber nicht höher als in Europa, denn der eigentliche Werth des Geldes auf Java ist gering, und die Lebensbedürfnisse der Europäer sehr theuer. Die höheren und reicher dotirten Beamtenstellen sind aber ausschließlich durch Holländer besetzt. In socialer Beziehung giebt es nur Arme und Reiche. Die Aerzte aber gehören fast nie den letztern an. Ein Mittelstand, welcher von jeher der Kunst und Wissenschaft am zuträglichsten war, fehlt in Ostindien durchaus. Nur Geld giebt dem Manne socialen Werth. Die letzten Hoffnungen sind nun verschwunden, und nur die Sehnsucht nach dem Vaterlande bleibt zurück. Nicht Einen Europäer lernte ich auf Java kennen, welcher sich nicht schmerzlich zurückgesehnt hätte, und dessen höchstes Streben nicht gewesen wäre, die Heimkehr zu erlangen. Die Hinreise war leicht, aber die Rückkehr nach Europa ist schwer. Während die Ueberfahrt nach Ostindien etwa 400 Gulden kostet, und diese Summe noch dazu vom Gouvernement bezahlt wird, so kostet die Rückreise das Fünf- bis Sechsfache, indem die Schiffscapitäne das Geld nach ostindischem Werthe betrachten. Bei der Kostbarkeit der europäischen Lebensmittel wird aber bei den Besoldungen nichts abgespart, um die nöthige Summe zur Heimreise sammeln zu können. Sechszehn Dienstjahre gehören dazu, um zwei Jahre Urlaub und eine freie Ueberfahrt zu erhalten, zwanzig Dienstjahre, um Pension zu verdienen. Wenige natürlich erleben diese Zeit, und wie haben sie dieselbe erkauft? — Man sieht diesen geistig kalten und körperlich matten Gestalten, mit dem sparsamen Haarwuchs und dem todten Auge wohl an, daß sie in der Blüthe geknickt sind. Anderen Wenigen gelingt es in kürzerer Zeit sich Vermögen zu erwerben, und nur von diesen spricht die thörichte Welt, die große Anzahl derer übersehend, welche Schmerz und Klima früh hinwegraffte, welche,

mit schwerem Herzen nach dem Vaterlande blickend, in Indien wie in Europa in bedrängten Verhältnissen lebten. Jenen Wenigen denkt der unruhige Sanguiniker es gleich zu thun, und sie dienen zur Lockspeise für tausend Unglückliche. Außerdem fehlt in den Colonien jede Stütze der Moralität. Glaube, Freundschaft, Liebe sind Worte, welche bei dem größten Theile der Europäer, welche hier wohnen, nur ein Hohnlächeln hervorrufen. Ein kurzer Aufenthalt unter denselben zeigt leicht die große Nachtseite der europäischen Civilisation. Wollüste aller Art entnerven bei der Licenz in gesellschaftlicher Beziehung den Körper. Der Genuß starker Getränke, deren unsinniger Mißbrauch durch den tollen Glauben unterstützt wird, man müsse trinken, um leben zu können (aut bibendum aut moriendum), die mit erhitzenden Gewürzen übermäßig versehenen Speisen, die künstlichen Geschlechtsreizungen haben die Sensibilität ruinirt und die Lebenskraft aufgezehrt. In dieser üppigen Sinnlichkeit geht die letzte Spur des höheren Lebens unter, und das vorherrschende Streben ist nur noch auf Geld gerichtet. Geld muß zusammengerafft werden, um die Bedürfnisse zum Leben erhalten zu können, Geld, um zurückzukehren in das geliebte Vaterland, Geld, um das schmerzliche Heimweh durch Sinnenlust zu betäuben.

Alles, was ich hier von den Europäern im Allgemeinen sagte, gilt auch von den Aerzten, insbesondere aber von den deutschen Auswanderern. Die Holländer, welche nach Java hinüber gehen, kennen die Verhältnisse, in welche sie treten, sind mehr phlegmatischer als sanguinischer Natur und deshalb auch nicht den vielen getäuschten Hoffnungen ausgesetzt, denen der chevalereske, Abenteuer liebende Charakter der Deutschen unterworfen ist.

Zu den Verhinderungsmitteln an der gehörigen Ausübung der Medicin muß ich den Mangel an Bibliotheken rechnen, welche freilich, auch wenn sie vorhanden wären, nicht von Vielen benutzt werden würden. Studirt wird nur sehr

wenig, denn das glühend heiße Klima hat dem Geiste die Elasticität und Energie genommen; die Art hier zu leben, der tägliche Umgang, die socialen Verhältnisse, die Menge der in jeder Beziehung traurigen Erfahrungen der hier anwesenden Europäer, die zerstörten Hoffnungen, die vielen Täuschungen haben dem Gemüthe die Menschenliebe, den Eifer für allgemeines Wohl, die Wärme für höhere ideale Zwecke genommen. Zu diesem Allem kommt noch der materiellere Geist der Holländer überhaupt, welche nicht die Blüthe, sondern nur die Frucht wollen.

Nach Erwägung dieser Verhältnisse wird man einsehen, warum ich behauptete, die europäische Medicin auf Java gleiche einem verdorrten Baume; denn zu der Ausübung der Medicin, wie sie das gesittete Europa erfordert, ist der Zusammentritt der physischen und moralischen Kraft des Menschen in einem Maaße nöthig, wie bei keinem andern Fache. Wo aber beide Kräfte ruinirt sind, kann die Medicin nicht gedeihen. Während auf diese Weise der Arzt auf der einen Seite durch klimatische, sociale und individuelle Verhältnisse an dem gehörigen Ausüben seiner Wissenschaft verhindert wird, so wird er von der andern Seite noch mehr gedrückt durch den mangelhaften Heilungsapparat, welcher ihm zu Dienste steht. Man findet auf Java lange nicht den Vorrath von Arzneien, welcher dem Arzte in Europa zu Gebote steht. Von den in der belgischen Pharmakopöe aufgenommenen Mitteln fehlt in den Apotheken wenigstens ein Drittheil und bisweilen noch mehr, darunter nicht selten höchst wichtige, durchaus unentbehrliche Mittel. Von den vorhandenen Arzneien ist ein großer Theil durchaus verdorben durch die lange Seereise, durch die Abwechselung der verschiedensten Klimate und durch die feuchte, heiße Luft auf Java selbst. So konnte man, um die geringste Wirkung zu sehen, von dem concentrirten Bittermandelwasser in der Apotheke in Surabaya Eßlöffel voll nehmen, von dem Opium in

Substanz 6 bis 8 Gran, von dem Extract der Belladonna in der Hospitalapotheke zu Weltevrede 10 bis 12 Gran u. s. w.

Was die Ueberfahrt nicht verdorben hat, verdirbt das Alter der Arzneien. Zu diesen leicht verderbenden, auf Java fast unbrauchbaren Mitteln gehören fast alle Kräuter, Blumen, Extracte und ein großer Theil der officinellen Wurzeln — ein enormer Verlust für den Arzt.

Hierzu kommt, daß von den in Europa jüngst bekannt gewordenen Alkaloiden, außer dem Chinin, nichts zu haben ist. Bei den wenigen guten Chemikern, der Gleichgültigkeit der dabei Betheiligten und dem Mangel an chemischen Apparaten fällt es auch schwer, solche Präparate auf Java selbst zu bereiten. Um so fühlbarer wird dieser Mangel, da hier Unterleibskrankheiten herrschen und namentlich unter diesen Blutdiarrhöen und Dysenterien, welche leider zu oft nur allen europäischen Mitteln Trotz bieten, zur großen Beschämung der europäischen, jedoch oft schnell und gründlich von den unwissenden Javaninnen geheilt werden. Dennoch leben unglaublicherweise die Europäer, welche durch kräftige javanische Heilmittel den Verlust der europäischen reichlich ersetzen könnten, über eben diese in der größten Unwissenheit.

Rumphius, Horsfield, Blume haben in ihren botanischen Werken Winke hierüber gegeben; unendlich verdient hat sich um diese Sache unser gelehrter Landsmann, der fleißige und treffliche Beobachter Waitz, gemacht, indem er mit 26 javanischen Arzneimitteln selbst Versuche anstellte und dieselben bekannt machte; dennoch bekümmert sich Niemand um diesen wichtigen Gegenstand. Die Aerzte sind fast alle Militärärzte, und glauben genug gethan zu haben, wenn der Kranke Arznei erhalten hat. Die Gage wird ja regelmäßig jeden Monat ausgezahlt, und durch wissenschaftliche und philantropische Bemühungen kann nicht mehr Geld verdient werden. Die

Gründe aber zu einer solchen Denkungsart glaube ich vollkommen bezeichnet zu haben.

Für Hospitäler ist dagegen auf Java hinlänglich gesorgt. Es giebt deren sechs verschiedene Klassen, wovon diejenigen der untern Klassen leicht, wie die Wohnungen der Javanen, von Bambus erbaut werden, wo sie nöthig sind.

Zur Heilkunde der Kaffern.

Von

A. Steedmann.

(N. d. Wanderings and Adventures in the Interior of southern Africa. Lond. 2 Vol. 1835.)

Es ist bei einer uns bisher nur als sehr wild und kriegerisch geschilderten Nation vorauszusetzen, daß Aberglaube die einzige Angel ist, um die sich die Heilkunde im Kafferlande dreht, und in der That beherrscht dessen Bewohner mehr als irgend ein Volk der Glaube an Hexerei und Zauberei; Krankheit und Tod, so wie die Gebrechen des Alters werden allein ihrem Einflusse zugeschrieben. Sobald ein Kaffer erkrankt, läßt er den Igiaka oder Agika, den Arzt, kommen, der unter allerlei lächerlichen und mysteriösen Geberden dem Kranken irgend ein Kraut oder eine Wurzel reicht, und behauptet, ein Gewürm, das die Ursache der Krankheit sei, dadurch zu bezaubern; zu gleicher Zeit sucht er heimlich irgend eines Thieres habhaft zu werden, das er hernach aus dem Leibe des Kranken entfernt zu haben vorgiebt. Genest der Kranke, so wird der weise Igiaka gelobt und erhält eine angemessene Belohnung; im umgekehrten Falle, wenn sich die Krankheit verschlimmert, wird ein anderer Arzt, der Agiaka-isi-musikaza oder Amagira, der Entdecker der Zauberei, gerufen, der die Person oder Personen, die den Kranken behext haben, ausfindig zu machen

weiß. Wenn nach manchen abgeschmackten Ceremonieen irgend ein armer Unglücklicher als Schuldiger bezeichnet ist, so wird dem Oberhaupt davon die Anzeige gemacht, der ihm zur Entlockung des Geständnisses die Tortur zuerkennt. Der Unschuldige wird ergriffen, Hände und Füße an vier gleich weit von einander entfernte Pfähle befestiget, und heiße Steine an die empfindlichsten Theile des ausgestreckten Körpers gebracht, während Myriaden schwarzer Ameisen über das agonisirende Opfer herfallen und ihm die Haut zernagen. Um solcher Qual zu entgehen, gestehen, wie natürlich, Viele nie begangene Verbrechen ein, und die Obern erkennen häufig den Reicheren diese Strafe zu, um sich ihrer Heerde zu bemächtigen; denn Confiscation des Eigenthums ist die jedesmalige Folge der eingestandenen Schuld. Das Volk wird auf diese Weise in fortwährender Angst vor dem Hexendoctor erhalten, der den Hehler der Obern abgiebt, und sich selbst aus dem Blute seines Stammes bereichert. Hin und wieder aber läuft die Untersuchung gelinder ab, und beschränkt sich auf den Ukumbulelo, d. h. auf die Entdeckung der behexenden Gegenstände, und nicht auf die Person, die sie angewandt oder hingelegt hat.

Eine dritte Klasse der Aerzte bilden die Abanisibanivula oder Igiaki lumsulu, die Regenmacher. Dürre, und daraus entstehender Mangel an Weide und Futter für die Heerden, ist eine der häufigsten Plagen. In jedem Stamme findet sich nun eine Zahl sehr geachteter und verehrter sogenannter Regendoctoren, die im Stande sind, den Regen zurückzuhalten und ihn loszulassen. An einen solchen wendet sich der Chef des Stammes, von Kriegern und Geschenken begleitet, in einer regenarmen Zeit, und bittet ihn um die Herbeischaffung von Regen. Es werden mehrtägige Feste veranstaltet, während deren der Magier seine Zauberei wirken läßt. Er entläßt dann die Bittenden mit einer Menge Instructionen, an deren genaue Befolgung die Erfüllung der Bitte sich knüpft, z. B. sich auf dem Heimwege nicht umzusehen, sich nicht anzureden,

alle ihnen Begegnenden mit sich zu nehmen und sie zu ähnlichen Restrictionen zu zwingen ꝛc. Kommt Regen, so wird der Zauberer bewundert, bleibt er aus, so betrachten sie selbst die unabsichtliche Nichtbefolgung der gebotenen Vorsichtsmaßregeln als die Ursache, und beginnen dieselben nutzlosen Ceremonieen von Neuem, wobei der Beschwörer durchaus Nichts von seinem Ruhme und seinem Ansehen verliert.

Daß bei einem noch auf so niederer Kulturstufe stehenden Volke auch nur sehr wenige Krankheiten vorkommen, die ärztliche Hülfe nöthig machten, läßt sich erwarten. Die einzige endemische Krankheit ist der Bandwurm. Dyspnö, Husten Rheumatismus sind keine ungewöhnlichen Erscheinungen; erstere bedingt durch das Rauchen schädlicher Pflanzen, letztere durch heftige Anstrengungen und fortwährendes Leben in freier Luft. Drüsenanschwellungen und Paralyse kommen auch bei den Kaffern vor. Bei der Behandlung aller dieser Leiden wird auf den Charakter der Krankheit keine Rücksicht genommen; fast überall werden Blutentziehungen auf eine ziemlich rohe Weise, in der Art unseres Skarificirens und Schröpfens vorgenommen. Wurzeln, die eine eröffnende Eigenschaft besitzen, werden mit Wasser übergossen; zuweilen bekommen die Kranken auch eine Brechen erregende Wurzel. Bei Schmerzen in den Knochen und Gliederreißen brennen sie eine Art Mora ab. In der letzten Zeit bedienen sie sich statt dessen, wo es möglich ist, des Schießpulvers.

Kommen noch andere Krankheiten vor, deren die Aerzte nicht Meister zu werden wissen, so bestreichen sie den Kranken mit Kuhmist, und suchen ihn durch fortwährendes Tanzen und Singen in seiner Hütte zu erheitern. Hilft dies nicht, dann ist der Kranke behext, und nun wird der Arzt verlassen, und der Kranke wendet sich an den Amagira.

Uebrigens wird der Arzt gut bezahlt, und ist der Kranke dürftig, so ist der ganze Stamm, unter dem er wohnt, die Kur zu zahlen verpflichtet. In der Regel bringt auch der den

Arzt rufende Bote schon allerhand Geschenke, ein Kalb oder ein Lämmchen oder etwas Anderes mit, um ihn zur raschen augenblicklichen Hülfsleistung zu bewegen.

Die Sitte der Beschneidung ist unter den Kaffern verbreitet. Auffallend ist es, daß die Operation ganz so, wie das mosaische Gesetz sie vorschreibt, ausgeführt wird, und da die Kinder nicht eher in demselben Dorfe mit ihren Anführern wohnen dürfen, als bis die Circumcision an ihnen vollzogen ist, so eilen Eltern und Verwandte sehr mit dieser Operation. Die eben Beschnittenen, Amaquati genannt, dürfen die ersten zwei bis drei Monate nach der Operation nicht mit den übrigen Bewohnern des Dorfes in Berührung kommen. Es wird ihnen ein eigener abgesteckter Raum angewiesen, ihre Körper werden mit weißem Thone beschmiert, und sie tragen eine lange aus Blättern geflochtene Decke.

Die Arzneikunde der Chinesen.

(Aus d. Russischen.)

Unter den hinterlassenen Schriften des verstorbenen Staatsraths Dr. J. Rehmann fand der Dr. F. Rehmann zu Sigmaringen folgende Bemerkungen von einem hessischen Arzte, der sich mehrere Jahre bei der russischen geistlichen Mission in Peking aufgehalten hat, und theilte sie in der allgem. medic. Zeitung 1837. No. 3. mit.

Die Arzneikunst bei den Chinesen ist schon sehr alt, und man sieht den Kaiser Huandy, der vor 4533 Jahren regiert haben soll, als den ersten Erfinder derselben an. Die Bücher Heidsin und Suwan hält man für die Früchte seiner Bemühungen. Sie sind im sokratischen Style abgefaßt. Seine mit Zibon, einem zu der Zeit berühmten Arzte, niedergeschriebenen Vorträge und Aussprüche, sowohl über die äußere als innere Beschaffenheit des Menschen, werden bis jetzt in ganz China als unumstößliche Grundsätze geschätzt. Die Chinesen würden aber auch über die Anatomie des Menschen ohne diese Bücher ganz unwissend sein, da sie die Zergliederung der Leichname nicht verstehen, obgleich selbst in dem Buche Hei-dsin wenig oder gar nichts über die Anatomie vorkommt.

Indessen kann ich doch versichern, daß der chinesische Arzt mit der Anatomie und Physiologie des Menschen nicht ganz unbekannt ist; er kennt die Lage der Theile des menschlichen Körpers, ihre gegenseitige Verbindung und Einwirkung auf einander und die daraus resultirenden Folgen. — Er weiß bei der Betrachtung dieser oder jener Krankheitsform die anfängliche Entstehung derselben in diesem oder jenem Organe genau

anzugeben; und alles dieses bestätigt er sich noch zuletzt durch die vorhergegangenen oder neu hinzugekommenen Erscheinungen, mit gehörigen Beweisgründen. Er beobachtet aufmerksam den Puls, erkundigt sich über die Entstehung und den Verlauf der Krankheit entweder bei dem Kranken selbst, oder bei denen, die ihn umgeben; dabei nimmt er Rücksicht auf die Farbe des Körpers und seine Temperatur, betrachtet die Zunge, Augen, Nägel ꝛc. und unterläßt auch nicht nach dem Schweiße, dem Urine und den Darmausleerungen zu fragen. Zuletzt läßt er sich Rechenschaft geben über den Appetit und Schlaf des Kranken, — und wenn er über alle diese Punkte Auskunft erhalten hat, schreitet er erst zur Behandlung.

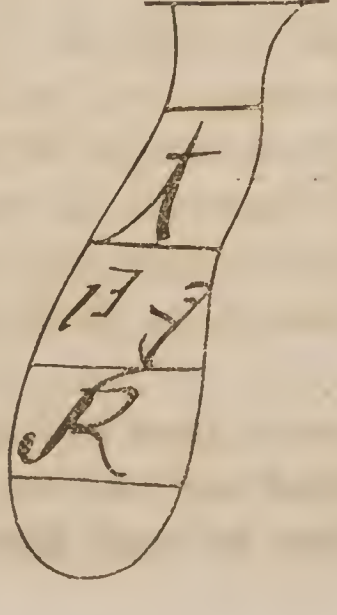
Bei Erkältungen im Frühlinge, Sommer und Herbste, wenn die Haut trocken, der Puls schnell ist, sucht er den Schweiß durch das Recept Dxan-ho-tan, in welchem der Ingwer ein Hauptbestandtheil ist, zum Ausbruche zu bringen. Im Winter verschreibt er aber, wenn die Krankheitserscheinungen dieselben sind, das Recept Mahuan-tan, worunter die Hauptbestandtheile im folgenden Range sind: das Kraut Mach-dan, Canelle petite, Nux armeniaci mali und Glycyrrhiza. Bei langsamem Pulse giebt er ein Abführungsmittel ꝛc.

Ihre Naturgeschichte, welche medicinisch-botanische Untersuchungen in sich enthält, ist mit den Büchern Hei-dsin und Suwen von gleichem Alter. Ihre Physiologie im Allgemeinen ist wegen außerordentlicher Trockenheit, wegen des vagen Zusammenhangs der Grundsätze, nebst vielen Unvollkommenheiten nicht werth, daß man freiwillig einen Schritt darum thut. Selbst die heilsamste Invention, welche den alten Grundsätzen widersprechen sollte, würde den Erfinder unvermeidlich dem Gerichte, dem Tode und der ewigen Lästerung unterwerfen. —

Selbst die Geschicktesten in den theoretischen Beobachtungen fanden sich genöthigt, zuerst ihre Großväter, die sehr vielen Abgeschmacktheiten ergeben waren, nachzuahmen und hierauf

auf die versteckteste Weise, indem sie sich ihrem Ziele nähern, aus ihren Meinungen Schlüsse abzuleiten. Eine solche Philosophie bringt sie nicht nur von ihren falschen Vorurtheilen nicht ab, sondern bestärkt sie noch mehr darin. Alle diese jungen Aerzte, welche die Arzneikunst in dem Hause ihrer Eltern oder in den Privatapotheken erlernt haben, können, wenn sie mehr angesehen sein wollen, ungehindert im mediciniſchen Collegio erscheinen, woselbst sie nach überstandenem Examen einen Rang und ein besonderes Privilegium bekommen. Dieses Collegium erzieht eine gewisse Anzahl Studenten und rüstet selbige aus, um die ledigen Stellen bei Hofe einzunehmen. Das Einimpfen der Kuhpocken ist bei ihnen jedoch selten in Gebrauch und der Aderlaß ganz und gar nicht; anstatt dessen brauchen sie Mittel, das schlechte Blut zu zerstreuen und frisches zu nähren. Sie curiren sich durch mineralische Wässer, durch Diät, Bewegung, Reibungen, durch das Durchstechen der hartgewordenen Stellen ꝛc. Ihre gewöhnlichen Krankheiten sind folgende: Verkühlungen, hitziges Fieber, Schwindsucht, Gelbsucht, rothe und weiße Dysenterie ꝛc. Am meisten leiden sie an Schmerzen im Unterleibe und Schienbeine, und dieses sind die Folgen eines wollüstigen Lebens und der Vielweiberei.

Der Mandschuren Meinungen über den Puls sind folgende und sie curiren nur ganz gewöhnliche Krankheiten.



Eine Hand tzun legt den Zeigefinger auf guan, legt den Mittelfinger und den unbenannten Finger auf techi.

Der Puls wird mit diesen drei Fingern an beiden Händen gefühlt. Der Kranke setzt sich gerade gegenüber dem Arzte.

1) Den Zustand der Leber erkennt man an der linken Hand, durch den Zeigefinger.

2) Den Zustand des Herzens erkennt man an dieser Hand, durch den Mittelfinger.

3) Den Zustand der Niere erkennt man an eben dieser Hand, durch den unbenannten Finger.

4) Die Krankheiten der Milz zeigen sich an der rechten Hand, unter dem Zeigefinger.

5) Die Krankheiten der Lunge erkennt man an der rechten Hand, durch den Mittelfinger.

6) Die Krankheiten beider Nieren erkennt man an beiden Händen, durch den unbenannten Finger.

Bei einem gesunden Menschen von mittlerem Alter schlägt der Puls gleich stark und ruhig; bei einem alten gesunden Menschen egal, schwach und ruhig.

Wenn bei einem Kranken der Puls auf beiden Händen übermäßig schnell schlägt, so muß die Gesichtsfarbe desselben roth sein, der Kranke empfindet eine Unbehaglichkeit im Kopfe oder einen Schwindel und im Körper eine Ermattung und Trägheit. Einen solchen kann man, obgleich er, da er sich niederlegte, kaum stehen konnte, durch Eröffnung der Schweißlöcher sogleich wieder herstellen.

Wenn im Gegentheil der Puls an beiden Händen ungleich, unruhig und sachte schlägt, und die Adern abgekürzt zu sein scheinen, so ist in diesem Falle die Gesichtsfarbe blaß, der Kranke fühlt im Innern Schmerzen und ein Aufschwellen des Leibes, hat eine Abneigung vor Essen und Trinken, und einer solchen Krankheit kann man durch ein Abführmittel sehr gut abhelfen.

Ist der Puls der rechten Hand stark und schnell, der der linken aber normal, so hustet und niest der Kranke, fühlt eine Verstopfung der Nase, und die rechte Backe erröthet. Alles

dieses ist ein Zeichen einer überflüssigen Hitze in der Lunge. In diesem Falle kommt die Lunge durch ein Abführmittel in ihren gewöhnlichen Zustand. Ist die Krankheit in der Art geändert, daß der Puls der rechten Hand im gewöhnlichen Zustande ist, der linke aber stark und schnell schlägt, in welchem Fall der Kranke einen Durst, innere Unruhe und einen Schwindel nebst weniger Röthung der linken Backe fühlt, so ist dieses Alles ein Kennzeichen überflüssiger Hitze in der Leber. Durch Mäßigung derselben wird der Kranke gesund.

Schlägt der Puls an beiden Händen gleich stark und schnell, dann ist bei dem Kranken die Nase verstopft, er ist schwindlig, hustet, spuckt dabei und empfindet großen Durst. Ein solcher Kranker wird durch die Eröffnung des Schweißes und durchaus nicht durch Abführmittel hergestellt. Scheint der Puls an der rechten Hand abgekürzt zu sein, und schlägt derselbe langsamer, so ist das Ansehen des Kranken blaß, die Backen scheinen ein wenig roth zu sein, und der Kranke hustet; eine solche Krankheit wird durch Eröffnung und Erwärmung der Lunge geheilt und ein mittelmäßiges Abführmittel wird verschrieben.

Ist der Pulsschlag der linken Hand kurz und langsam, das Gesicht blaß, im Innern eine Unbehaglichkeit und ein Aufschwellen des Leibes, so ist es in diesem Falle nothwendig, die Leber zu erfrischen und das Blut durch Erwärmung in gehörige Ruhe zu bringen.

Eine ansteckende Krankheit (thoteri nimeku) wird aus dem Pulse erkannt, wenn er auf beiden Händen ein wenig übermäßig schnell und stark schlägt, in welchem Falle der Kranke auf einmal einen Schwindel bekommt und sich in das Bett legen muß. Diese Krankheit ist dem Ansehen nach fürchterlich, aber nach der Meinung der Mandschuren nicht gefährlich, wenn man ihr bei Zeiten Einhalt thut. Das einzige Mittel, welches man dagegen braucht, besteht in Abkühlung und Er-

frischung durch Eröffnung des Schweißes; ein Abführmittel soll aber in diesem Falle ganz unanwendbar sein.

Wenn der Puls an beiden Händen ungewöhnlich langsam und gespannt und dabei bald schnell bald langsam schlägt, so zeigt dieses eine übermäßige Hitze an; der Kranke ist unaufhörlich zum Zorne geneigt. In diesem Falle ist es nöthig, das Blut abzukühlen und zu erfrischen, wodurch der Kranke nach und nach in seinen gewöhnlichen Zustand versetzt wird.

Schlägt der Puls an beiden Händen kurz und scheint er gleichsam Sprünge zu machen, so bedeutet dieses angehäufte innere Hitze, und der Kranke leidet in diesem Falle gewöhnlich an äußern Geschwüren. Diese Krankheit ist nicht gefährlich, und es ist nur nöthig die Hitze zu vertreiben.

Ungleicher und hartnäckiger Pulsschlag an beiden Händen zeigt an, daß der Kranke an Frost an Händen und Füßen leide, einen dicken Auswurf habe, und gewöhnlich seinen Verstand verliere. Diese Krankheit ist sehr schwer zu heilen. Die Cur besteht in Reinigung der Feuchtigkeiten und der Blutkanäle.

Findet man den Puls an beiden Händen schwach und dabei schnell, befühlt sich derselbe bei starkem Drücken wie Baumwolle und scheint er keine Wurzeln zu haben, so zeigt dieses eine Beschädigung des Bluts und des Lebensgeistes an, der Kranke nimmt gewöhnlich ab, fühlt eine Pressung im Innern und verliert seinen Appetit zum Essen. In diesem Falle wird Nahrung und Erwärmung für das beste Mittel gehalten.

Zur Wiederherstellung des Kranken soll keine Hoffnung mehr sein, wenn der Puls an beiden Händen ungewöhnlich schnell und unbeständig schlägt, und gleichsam, wie sich die Manschuren ausdrücken, unruhig zu springen scheint.

Schlägt er zwar an beiden Händen ungewöhnlich schnell und unbeständig und scheinen die Adern getrennt zu sein, so ist dieses ein Kennzeichen, daß sie ihre Wurzeln noch haben, so ist noch einige Hoffnung zur Wiederherstellung vorhanden.

Die nächste Ursache dieser Krankheit ist eine gezwungene Fliessung des Blutes, und ihre Heilung besteht in Erfrischung und Reinigung desselben.

Eine Beschädigung von der Luft und dem Winde zeigt ein schnelles aber schwaches Schlagen des Pulses an beiden Händen an.

Die Heilung besteht in Vertreibung des Windes durch geringe Eröffnung des Schweißes.

Wenn der Puls unter dem Zeige- und Mittelfinger auch unbeständig schnell und schwach, unter den unbenannten Fingern aber ruhig und beständig schlägt, und die Adern nicht übermäßig offen zu sein scheinen, so wird in diesem Falle der Kranke wieder gesund.

Wenn dagegen der Puls unter dem Zeige- und Mittelfinger auch ruhig, die Ader aber unter dem unbenannten Finger unruhig schlägt und gleichsam Sprünge zu machen scheint, so ist zur Wiederherstellung gar keine Hoffnung, und alles dieses ist ein Zeichen der Versiechung der Niere.

Wenn der Magen und die Gedärme verschleimt sind, nämlich wenn die Speisen in selbigen angehalten werden, so schlägt der Puls an der rechten Hand sehr langsam und schwach; in diesem Falle hat der Kranke, wenn er auch Speise zu sich nimmt, gar keinen Geschmack, und sein Stuhlgang ist sehr gezwungen. Hier wird ein mäßiges Abführmittel gereicht.

Bei Verkühlung des Magens und der Gedärme ist der Pulsschlag an der rechten Hand nach dem Zeigefinger zu tief und langsam, es empfindet der Kranke im Magen und Unterleibe Schmerzen und ein Aufschwellen des Leibes. Die Cur besteht in erwärmenden und abführenden Arzneien. Der Puls schlägt oberhalb des Zeigefingers an der rechten Hand etwas schnell, wenn sich im Magen und den Gedärmen überflüssige Hitze angehäuft hat; die Lippen des Kranken sind gewöhnlich trocken, der Durst ist sehr groß. Es sind hier kühlende Arzneien am Platze.

Wenn durch übermäßige Erhitzung des Blutes die Cirkulation desselben gehindert wird, so schlägt der Puls an der linken Hand sachte und gleichsam hartnäckig, und dieses entsteht durch Versperrung der Leber, da dann kein Blut in selbige dringen kann. Dem Kranken thun die Rippen weh, und er leidet so zu sagen an Schmerzen im Innern des Blutes.

Ist des Kranken Stuhlgang mit Blut vermischt oder speit derselbe Blut aus dem Munde, so schlägt der Puls unter dem Zeigefinger zu schwach, sachte und hartnäckig. Die Mittel, die hier angewendet werden, sind erwärmende und nährende. —

Wenn durch die übermäßige Heftigkeit des Blutes im Innern Hitze entsteht, so schlägt der Puls an der linken Hand heftig und stark, welches viele Hitze im Herzen anzeigt. Des Kranken Zunge ist belegt und schmerzt ihn. Der Durst ist groß, die Augen werden roth, die Lippen trocken. Die Heilung besteht in Erfrischung des Herzens und des Blutes und in Abkühlung desselben.

Den Tod verkünden folgende Pulse:

1) Wenn an den Pulsadern an beiden Händen eine unordentliche schnelle Bewegung gespürt wird, als wenn kleine Thierchen heraufhüpfen.

2) Wenn die Bewegung des Pulses in den Adern dem Springen kleiner Schlangen ähnlich ist.

3) Wenn, obgleich unter dem Zeige- und Mittelfinger der Puls auch ordentlich schlägt, unter dem dritten Finger aber, nämlich dem unbenannten, die Ader sich trennt und der Puls ungewöhnlich schwach und unordentlich schlägt, so sind in allen drei Fällen die Versuche zur Wiederherstellung vergebens.

V.

Poesieen.

Des Arztes Morgengebet.

Mich grüßt der Strahl der Sonne wieder,
Der Morgenlüfte leises Wehn;
Ich kann, gestärkt die matten Glieder,
Von neuem meine Pflichtbahn geh'n,
Die mir nun schon so manches Jahr
Geleiterin zum Segen war.

Zum Segen, aber auch zum Leiden,
Zur Wonne, aber auch zum Schmerz;
Denn rein sind nie des Arztes Freuden,
Und tausend Noth zerreißt sein Herz,
Das Herz, das warm und mitleidsvoll
Für fremden Jammer schlagen soll.

O laß mich, Gott, auch heut beachten,
Was des Berufes Pflicht gebeut,
Sie zu erfüllen redlich trachten,
Mit Eifer und mit Freudigkeit,
Und schenk' dazu mir immerhin
Des Menschenfreundes wärmsten Sinn.

Und gieb mir Kraft und gieb mir Stärke,
Des Tages Mühen zu bestehn,
Und laß zum sorgenvollen Werke
Mich mit dem Muth des Christen gehn,
Der um des Heilands theures Blut,
Das was er thut, aus Liebe thut.

Leit' mich zur Hütte, wo der Arme
Auf schmerzerfülltem Lager liegt,
Und wo die Mutter, siech vom Harme,
Den thrän'benetzten Säugling wiegt;
Dahin, wo traurend und allein
Verlass'ne Waisen jammernd schrei'n.

Da laß mich Trost und Rettung bringen,
Und Stille der bestürmten Brust,
Der welken Hoffnung junge Schwingen,
Dem schwachen Leben frische Lust,
Und für den tiefgebeugten Geist
„Was Freud' und Frieden ihm verheißt."

Und überall und allerwegen
Laß mich bereit zur Hülfe sein,
Und gieb zum Wollen deinen Segen,
Und zum Vollbringen dein Gedeih'n;
Daß in des Leidens dunkle Nacht
Des Lebens heit're Sonne lacht.

Mit dem Bewußtsein guter Thaten,
Mög' ich der Tage letzten seh'n,
Und dann auf lichtumglänzten Pfaden
Hinauf zu deinem Frieden geh'n,
Wo aus der Erde trübem Leid
Nur Wonn' erblüht in Ewigkeit.

(A. d. Didaskalia 1826.)

Fenner v. Fenneberg.

Wie sieht's aus?

Wie sieht es aus? Wie sieht es aus?
Wie kann man jetzt noch fragen?
Die Grippe tobt in jedem Haus
Und thut die Menschheit plagen.
Voll Kopfschmerz sitzt der Hausherr da,
Gebleicht ist seine Lippe —
Vom Enkel bis zum Großpapa
Hat alle Welt die Grippe.

Ich gucke hin und gucke her
Und Grippe immer wieder,
Dem ist's im Kopfe zentnerschwer
Und Jener kocht sich Flieder,
Hier hustet's hinter'm Ofen vor
Und wo ich hin mich wende,
Hier brummt der Kopf, dort braust das Ohr,
O Jammer und kein Ende!

Doctoren rennen spät und früh
Um alle Straßen-Ecken,
Allo- und Homöopathie
Will keine mehr recht flecken,
Und Stadt und Land und Land und Stadt
Ohn' Unterschied und Gnade,
Wer diesmal nicht die Grippe hat,
Der gilt nichts mehr im Staate.

Die Canzelei steht öd' und leer,
Die Werk- und Künstlerstätten,
Es liegt das halbe Kriegerheer
Zu Hause in den Betten,
Und ach! die Zeitungsschreiberei,
Da mag ich gar nichts sagen,
Mit der ist's ganz und gar vorbei
In diesen Unglückstagen.

Der Redakteur liegt hart und fest,
Muß wärmen sich und fasten,
Die halbe Setzerschaar verläßt
Grippgramig ihren Kasten;
Das muntre, rüst'ge Druckercorps
Ist hart auch d'ran gekommen,
Und sichtbar hat selbst den Faktor
Die Grippe mitgenommen.

Die neue Oper hat für heut'
Man endlich einstudieret,
Da kommt auch schon der böse Veit,
Die Grippe, anmarschiret,

Sie enrhümiret den Sopran,
Der Baß, der kann nicht schlingen,
Noch schlimmer kommt der Chor daran,
Dem will der Kopf zerspringen.

Auch soll ein Ball heut Abend sein,
Die Gäste sind gekommen,
Da fällt's den Musikanten ein,
Die Grippe zu bekommen. —
Im Ballsaal, wie im Opernhaus,
Bei jedem Freudenfeste
Die Grippe putzt die Lichter aus
Und jagt nach Haus die Gäste.

Wer heute nicht zur Schule will,
Dem ist gar bald zu rathen,
Er stellt sich dumm, wird mürrisch-still
Und spricht: 's liegt mir in Waden!
Die Grippe ist's, die Mutter spricht,
Ein Warmbier Kind vor Allen,
Und geh mir ja zur Schule nicht —
Patient läßt sich's gefallen.

Die Grippe hieß sonst Grippe nicht,
Da hieß sie Kikelkakel,
Und machte, wie die Chronik spricht,
Schon einstens viel Spectakel.
O Grippe, Grappe; gripp, gripp, gripp!
Elendes Kikelkakel!
Gäb' es für dich Gesundheitdieb
Nur einen tücht'gen Bakel.

Das Einzige, was schlüßlich noch
An ihm man möchte preisen
Ist, daß man wegen ihm nicht doch
Gleich braucht in's Gras zu beißen;
Drum glaube ich fast in der That,
Der Mann mit Uhr und Hippe,
Der mürrische Freund Hain, er hat
Am Ende selbst die Grippe.

Zum Jenner-Fest

der

Hufeland'schen medic. chirurg. Gesellschaft in Berlin am 14ten Mai 1838.

Mel.: Am Rhein, am Rhein ꝛc.

Die Luft im Morgenland ist heiß und trocken,
Auch weht ein übler Wind,
Darum befällt der Aussatz, Pest und Pocken
Dort manches Menschenkind.

Es schleppen Uebel sich von Ost nach Westen
Zu uns im Occident,
Und es beglückt uns oft mit solchen Gästen
Der Herr von Orient.

Die schlimmsten aber waren einst die Pocken,
Sie brachten Tod nicht nur,
Manch' schmucke Dirn' verbarg durch Schlängel-Locken
Der Narben tiefe Spur.

Jetzt aber sind die wahren Pockennarben,
Wohin man immer geht,
Bei Schönen auf dem Divan, wie auf Garben,
Die größte Rarität.

Wie heißt der König aller Doctormänner,
Der Rettung ausgedacht?
Es war der große Britte Eduard Jenner,
Er brach der Seuche Macht.

Versunken ist schon mancher Kaiser Namen
Im wilden Strom der Zeit,
Doch Ihn behalten, und zumal die Damen,
Bis in die Ewigkeit.

Es war das Schwert, das Roland einst regierte,
So breit, wie fast ein Brett,
Die Waffe, die der edle Jenner führte,
War eine Impflancett.

Mit wen'gem Blut wußt' er die Welt zu schützen,
Nicht durch das Bajonett,
Krankheit und Tod verhinderte das Ritzen
Von seiner Impflancett.

Laßt Freunde uns das volle Glas erheben,
Ihr Herrn von A bis Z,
Hoch, dreimal hoch soll Doctor Jenner leben
Und seine Impflancett!

Dr. E. Gedike.

VI.

Miscellen.

Altes aus England.

Mitgetheilt

von

Prof. Dr. Heim in Ludwigsburg.

(Beispiele der Wiederbelebung Gehängter). In Stow's Chronik findet sich folgender Fall:

Montags den 20. Febr. 1584 wurde ein Mann zu St. Thomas Wavering's wegen Betrug gehangen. Die Wundärzte London's hatten sich den Leichnam zu anatomischen Demonstrationen erbeten; als der Gehängte nach der allgemeinen Meinung todt sein mußte, wurde er abgeschnitten, entkleidet, und nackt in eine Truhe gelegt, auf einen Karren geladen, und so vom Richtplatz den langen Weg durch die City nach der Surgeons-Hall geführt. Die Truhe wurde dort geöffnet, und der Gehängte, der ungeheuern Kälte ungeachtet, lebend gefunden, so daß er erst Tags darauf starb.

Plott erzählt in seiner Geschichte von Staffordshire unter der Regierung Heinrich III. den Fall einer Judith von Balsham, welche wegen Diebshehlerei zum Strange verurtheilt wurde, und von Montag früh 9 Uhr bis Dienstags zu Sonnenaufgang hing, und dennoch mit dem Leben durchkam. Zum Beweis der Wahrheit dieser unwahrscheinlichen Geschichte theilt

Plott die Worte des k. Dekrets mit, durch welches das Weib begnadigt wurde: „Quia Inetta de Balsham pro receptamento Latronum ei imposito nuper, per considerationem curie nostre suspendio adjudicata, et ab hora nona diei Lune usque post ortum solis diei Martis sequentis suspensa, viva evasit sicut ex testimonio fide dignorum accepimus.“

Derselbe Verfasser erzählt die Geschichte der Anna Greene, welche, nachdem sie ½ Stunde gehangen hatte, wieder zum Leben gebracht, und späterhin für unschuldig befunden wurde. Im Jahr 1728 wurde Margarethe Dickson zu Edinburg mit dem Strange gerichtet, kam aber wieder zum Leben, heirathete, und lebte noch 30 Jahre. Reynolds wurde im J. 1736 gehängt, kam jedoch mit dem Leben durch und starb in einem Arbeitshause. Der Schauspieler Glover vom Theater zu Cork sah des Morgens der Hinrichtung des Patrik Redmond durch den Strang zu. Nachdem der Körper 9 Minuten gehangen hatte, wurde er abgeschnitten, und dessen Angehörigen überlassen, als Glover, welcher einige chirurgische Kenntnisse besaß und noch nicht jeden Lebensfunken erlöscht glaubte, zu den gewöhnlichen Wiederbelebungsversuchen ermunterte, die auch in der That mit glücklichem Erfolge angewendet wurden. Denselben Abend noch, von Dankbarkeit und geistigen Getränken getrieben, ging der kaum dem Tode Entronnene in das Schauspielhaus, sprang, als Glover auftrat, auf die Bühne, und dankte seinem Retter zu nicht geringem Schrecken und Erstaunen der Zuhörer. In zehn Jahren war dies der dritte Fall des lebendig Entrinnens vom Galgen.

(Radcliffe's Bibliothek). Diese jetzt sehr reiche Büchersammlung wurde den 13. April 1749 mit großer Feierlichkeit eröffnet — und merkwürdig genug, stand noch lange nach ihrer Eröffnung nicht ein einziges Buch in ihr. Nur nach und nach wurden viele Büchersammlungen ihr zum Geschenke gemacht; denn Radcliffe selbst hatte seine sämmtlichen Bücher — am Fenstersitze stehen. Dr. Frewin, ein gefeier-

ter Arzt zu Oxford, schenkte ihr über 3000 Bände; der Architekt Gibbs, der das Gebäude aufgeführt hatte, gab ihr eine bedeutende Bücherſammlung ꝛc.

(Militäriſche Diplome). Während der Bürgerkriege in England leiſteten viele ausgezeichnete Aerzte als Hauptleute bei der Infanterie und Reiterei Dienſte; der berühmte Harvey befehligte eine Truppe Reiterei. Mancher Militär erwarb ſich hiebei einige ärztliche Kenntniſſe, und wurde ſofort durch eine Art von militäriſchem Mandate zum Doctor befördert. So z. B. wurde Kapitän Morgan im J. 1647 von dem General Fairfax zum Doctor der Medicin zu Oxford ernannt. General Aſton, Obriſt Spencer, Lucir u. A. wurden auf dieſe Weiſe zu Doctoren ernannt, oder ſetzten ohne weitere Berechtigung ihren übrigen Titeln das M. D. bei.

(Syphilis).

Dear was the conquest of the new-found world,
Whose plague, e'er since, through all the old is hurl'd —
Fracastorius.

Im J. 1497 erſchien in Edinburg eine Proklamation, die alle Perſonen, welche mit der anſteckenden Krankheit, die man ſchon damals die große Seuche nannte, behaftet waren, aufrief, hervorzutreten und früh 10 Uhr auf der Ebene bei Leith zu erſcheinen; ſie würden dort Geld und Lebensmittel empfangen, und auf die Inſel Keith gebracht werden, um dort zu verbleiben, bis ihnen Gott ihre Geſundheit wieder geſchenkt hätte. Man transportirte ſie dahin ne quid detrimenti respublica caperet: ein ziemlicher Beweis der damaligen Virulenz der Krankheit. Man hielt ſie in der That damals für ſo anſteckend, daß ein Anklagepunkt in der Peerskammer im J. 1539 gegen Wolſey ſich folgendermaßen ausdrückte: „ungeachtet er ſich ſelbſt mit der anſteckenden Krankheit behaftet wußte, kam er doch täglich zu Eurer Hoheit, brummte in Euer Ohr, und blies ſeinen gefährlichen und anſteckenden Hauch auf Euer

Hochedlen." Thomas Glanfield führte das Quajac als Specifikum ein; Jakob Berenger heilte nicht lange nachher mit Queckſilbereinreibungen. Seine erfolgreichen Kuren verſchafften ihm bald ſo viel Ruf und Geld, daß er übermüthig wurde, und die Anträge des Pabſtes und des Königs von Spanien mit Verachtung zurückwies, die ihn auf das freundlichſte zu Ausübung ſeiner Kunſt eingeladen hatten. Die erſte Abhandlung über dieſe Krankheit in engliſcher Sprache iſt das höchſt ſelten gewordene Werk von William Clowes, 4. 1596; früher ſchon erſchien das älteſte Werk über dieſen Gegenſtand von Sir Almayn Ulric Hutton, Knt. 1533, ſpäterhin von Daniel Turner überſetzt. Sir Ulric war ein gelehrter Opponent des gleichzeitig lebenden Erasmus, und mag gewiß aus Erfahrung geſchrieben haben, da er an der Krankheit ſtarb. In der Bibliothek der Londoner Medical Society ſteht ein Werk von Hutten de guajaco, 8. Lond. 1524, von welchem Boerhaave ſagt: „ich werde nie vergeſſen, mit welchem Vergnügen ich die kleine Abhandlung Hutten's las."

Im J. 1672 lies Gideon Harvey ein Werk unter dem Titel erſcheinen: Gread Venus unmasked, in welchem er ſieben Behandlungsweiſen der Krankheit in folgender Ordnung aufführte: a) die herkuliſche Kur, b) die gigantiſche, c) die vulkaniſche, d) die vernachläſſigte, e) die kleine, f) die ſymptomatiſche und g) die geheime Kur. Gideon's gigantiſche und herkuliſche Kuren mögen aber ein winziges Verfahren gegenüber von der Idee geweſen ſein, welche einem im J. 1761 gedruckten Plane zu Grunde lag, das veneriſche Uebel von dem Erdboden zu vertilgen, durch Merkurialiſiren der ganzen Welt. Der beſcheidene Antrag des Verfaſſers iſt in folgende Worte gefaßt:

„Ich ſchlage vor, ſämmtliche Einwohner Europa's zu ſaliviren; wird dies Verfahren überall und gleichzeitig durchgeführt, ſo wird es alles Auffallende verlieren, obwohl die Schwierigkeit ganz Europa gleichzeitig in Speichelfluß zu verſetzen, nicht zu

läugnen ist. Man wird fragen, woher die Kosten zu nehmen seien? Ich denke, es sollte nicht zwei Millionen Pfd. Sterlinge kosten, alle Einwohner Englands zu saliviren, besonders da zu hoffen steht, daß nicht ein Dritttheil derselben es dahin kommen zu lassen nöthig haben würde; am Ende ließe sich diese Summe leicht und gleichmäßig durch eine Nasensteuer auftreiben. Sicher würde Niemand die Auflage zu groß halten, für die Sicherheit seiner Nase im Gesichte eine Guinee zu bezahlen, und ich hoffe, daß wenigstens der vierte Theil der Einwohner unserer Insel diese Zierde des Gesichtes behalten werde."

(Das Königsübel). Eine eigenthümliche Art von Charlatanerie in der Geschichte des Aberglaubens bildet die Heilung der Scrofeln durch die königliche Hand. Lord Bacon schreibt der Einbildung die größte Hilfe bei der wunderthätigen Handlung zu, wahrscheinlich trug aber der Geldgewinn zu dem Emporkommen dieser Heilungsweise bei, da jeder Kranke, den der König berührte, eine Goldmünze bekam, so daß wohl die meisten der Geheilten an keinem andern Uebel, als an Armuth gelitten haben mochten. Besonders gelang nach Aubrey die Kur bei Königen, welche aus dem Hause York oder Lancaster waren. Man las Gebete, bei denen aber weder der König, noch seine Hofgeistlichen zugegen waren.

Frankreichs Könige übten dies Wunderwerk schon viel früher aus, als die Englands; es läßt sich dies nicht weiter als zu Eduard im J. 1066, bei den Franzosen aber bis Clovis im J. 481 zurückführen. Unter Ludwig XI. aber scheint diese Königsgabe in Verfall gekommen zu sein; er litt an Apoplexie, und sandte für seine Heilung nach dem zum Heiligen erhobenen Franziskus a Paula, welcher zufällig selbst an Scrofeln litt. Der Heilige konnte aber weder den König, noch den Heiligen der König kuriren.

Schon Georg I. von England war verständig genug, keine Heilkraft in Anspruch zu nehmen, indeß die französischen

Könige die Farce bis zum Jahr 1775 fortspielten. Ludwig XV. berührte nicht weniger als 2000 Personen, und sein Vorgänger 2500. Die Könige von Schottland übten die Wunderkuren nicht aus; als aber Jakob VI. von Schottland nachher auch auf den englischen Thron kam, kehrte, wie mit einem Schlage, auch dies Heilvermögen bei ihm ein. Im J. 1684 veröffentlichte der königl. Leibchirurg John Browne in seiner „Adenochoiradelogica" eine Statistik der vom Mai 1660 bis zum September 1664 von Carl II. berührten Drüsenkranken, deren Zahl in dieser Zeit 23631 betrug, und Thomas Dankley berechnete für die Jahre 1667 bis 1682 die Zahl der von diesem Monarchen Berührten im Durchschnitte jährlich auf 4000. Im J. 1684 im 30. Regierungsjahre Carl's II. wurde Thomas Rosewell des Hochverrathes angeklagt, weil er folgenden Ausspruch gethan hatte:

„Das Volk dränge sich zu dem Könige, um sich von dem Königsübel heilen zu lassen, was jener nicht vermöge, und was nur die Priester und Propheten durch ihre Gebete zu Stande bringen könnten." Seiner Beweise aus der heil. Schrift ungeachtet wurde Rosewell für schuldig gefunden, aber begnadigt, von welcher Zeit an das ausschließliche Patent, das Königsübel zu heilen, unangefochten in den Händen der Regenten blieb.

(Aerztliche Remuneration).

Three faces wears the doctor; when first sought
An angel's — and a god's the cure half wrought:
But, when that cure complete he seeks his fee,
The devil looks then less terrible than he.

Dies treffliche Epigramm von Cordus findet eine wörtliche Bestätigung in dem Vorgange zwischen dem Dr. Bouvart und einem französischen Marquis, den er an einer langen und gefährlichen Krankheit behandelt hatte. Als er bei irgend einem Anlasse in das Zimmer trat, wurde er mit folgenden Worten von dem Kranken empfangen: „Guten Tag, Mr.

Bouvart, ich fühle mich ziemlich wohl und glaube, das Fieber hat mich gänzlich verlassen." „Ich bin dies ganz gewiß," erwiederte der Arzt, „die ersten Worte, die Sie an mich richteten, überzeugten mich hievon." „Wie so?" fragte der Kranke. „Nichts klarer als dies," antwortete der Doctor. „In den ersten Tagen Ihrer Krankheit, und so lange sie noch in Lebensgefahr schwebten, war ich Ihr theuerster Freund, als es besser ging, Ihr guter Bouvart; jetzt aber bin ich Mr. Bouvart, wornach Sie also in voller Genesung sein müssen; — Bouvart's Aeußerung im vorliegenden Falle war auf genaueste Menschenkenntniß gegründet; die tägliche Erfahrung lehrt, daß accipe dum dolet das Motto eines jeden Arztes sein sollte, besonders bei den mühevolleren Anstrengungen der Kunst, wo die Remuneration oft dann erst eingeht, wenn Furcht, Hoffnung, und jedes dankbare Gefühl längst verwischt sind, und die Belohnung sodann mit kalter Berechnung, Zaudern und Unwillen entrichtet wird (Nugae chirurg.).

Eduard III. (1345) besoldete seinen Apotheker (Hausarzt) mit einem Sixpence (18 X.) des Tages, und Ricardus Wye, der Leibchirurg, habet duodecim denarios per diem et octo marcas per annum, pro vadiis suis pro vita. Ganz eigenthümlich war die Entschädigungsweise des königl. Chirurgen Holme, qui pro vita sua possit fugare, capere et asportare omnimodas feras in quibuscunque forestis, chaccis, parcis et warrennis regis. Am Hofe der Könige von Wales war der Arzt oder Wundarzt die zwölfte Person im Range, sie hatten schon eine Art gesetzlicher Taxen. Für die Behandlung einer nicht gefährlichen Wunde der Weichtheile stand ihnen keine andere Forderung an den Kranken zu, als die blutig gewordene Kleidung desselben. Für die Heilung aber einer der drei gefährlichen oder tödtlichen Verwundungen war eine Remuneration von 180 Pence (Groschen) und freie Verpflegung (neben dem Einzuge der blutigen Kleidung) zu fordern erlaubt.

Unter den Ausgaben des Earl of Cumberland (zu Heinrich VIII. Zeiten) steht eine Guinee für einen Arzt aus Cambridge angerechnet; ein anderer Arzt zu Westminster erhielt für die Besichtigung des Wassers 4 Pfenninge.

(Whitaker's Craven). Stow, indem er die Geschicklichkeit der Aerzte seiner Zeit lobt, beschwert sich über das von ihnen geforderte hohe Honorar, weil sie, indeß der holländische Arzt sich mit einer halben Krone begnüge, jede Münze, die nicht Gold ist, verachten; die Wundärzte wären noch indiscreter.

In den späteren Zeiten (1737) hatte ein Jeder der Aerzte, welche die Königin Caroline behandelten, 500 Guineen, die Wundärzte 300. Dr. Willis hatte als Leibarzt Georg III. 1500 L. jährliche Besoldung auf zwanzig Jahre, und 650 L. jährlich für seinen Sohn auf Lebzeiten. Die andern Aerzte hatten 30 Guineen für jeden Besuch in Windsor, und 10 für den in Kew — was mit der noch bestehenden Taxe von einer Guinee auf die englische Meile außerhalb Londons übereinstimmt. Baron Dimsdale erhielt für die Inokulation der Kaiserin von Rußland und ihres Sohnes den Freiherrntitel, und ein Geschenk von 12000 L. neben einer jährlichen Pension von 500 L. Bekanntlich ist gegenwärtig in England das Honorar für eine Verordnung oder einen Besuch des Arztes als Minimum 1 L., wobei es in den vermöglicheren Ständen so wenig sein Verbleiben hat, als bei den 15 X. unserer Taxe; der Arzt erhält das Honorar bei jedem Besuche, den er nur auf jedesmaliges Verlangen des Kranken oder der Angehörigen wiederholt. Denn die eigentlichen Hausärzte sind die Apotheker, welche zwar kein Honorar für den Besuch oder das Recept erhalten, sich aber dafür an den mitgebrachten und von ihnen pro libitu taxirten Arzneien entschädigen. Dieses Verhältnisses des Arztes zu dem Apotheker ungeachtet ist das Auskommen der meisten Aerzte Londons ein sehr reichliches, wie ich denn die jährliche Einnahme des Sir Henry Halford, des Präsidenten

des Collegiums der Aerzte, bei meinem Aufenthalte in London im J. 1827 auf 40000 L. schätzen hörte, ungeachtet er gewöhnlich nirgends Hausarzt, und den Sommer über in der Regel auf seinem Landgute abwesend ist.

(Sir Hans Sloane). Dieser berühmte Mann war im J. 1660 zu Killileagh im Norden von Irland geboren. Er war Sir Isaak Newton's Nachfolger als Präsident der königl. Societät, Gründer des britischen Museums, und Präsident des Collegiums der Aerzte in London. Im J. 1684 setzte er sich zu London, machte als Arzt zu Radcliffe's Zeit große Epoche, mit welchem er zwar verwandt, jedoch nie auf gutem Fuße war. Bis zum J. 1746 stand er ununterbrochen in sehr ausgebreiteter Praxis, zog sich dann zurück, und starb 6 Jahre darnach. Bei seiner Ankunft in London machte er, wie Wadd erzählt, Sydenham seine Aufwartung, dem er ein Empfehlungsschreiben von einem Freunde desselben mitbrachte, welcher seine Fähigkeiten mit warmen Worten schilderte, und ihn einen gereiften Schüler, einen guten Botaniker und einen geschickten Anatomen nannte. Als Sydenham all dies Lob gelesen hatte, faßte er den jungen Mann lange in's Auge, und brach dann in folgende Worte aus: „Alles dies ist recht gut, aber es taugt nichts. Anatomie — Botanik — Unsinn! — Mein Herr! Ich kenne ein altes Weib in Covent-Garden, welches die Botanik noch besser versteht; und was die Anatomie anbelangt, so trennt mein Metzger die Keule vortrefflich ab! Junger Mann! Alles dies ist Plunder; sie müssen an das Krankenbett gehen, dort allein können sie die Krankheiten studiren." So fiel die erste Zusammenkunft mit dem großen Manne aus, der aber doch späterhin freundliche Theilnahme an ihm zeigte, und ihn oft zu Spazierfahrten in seinem Wagen mitnahm. Auf einer solchen Fahrt ließ ihn Sloane sein Vorhaben, nach Jamaika zu gehen, in der Absicht merken, Sydenham's Ansicht darüber zu erfahren. Letzterer schwieg jedoch, bis der Wagen am gewöhnlichen Orte

zum Aussteigen für Sloane hielt, wo er ihm dann mit wenigen aber entschiedenen Worten von seinem Reisevorhaben abrieth. Sloane ging aber dennoch, und brachte eine so große Menge Pflanzenvarietäten mit nach Hause, daß die größten Botaniker diesen Reichthum nicht in beiden Indien vermuthet hätten.

Unter den vielen Ehrenbezeugungen, die ihm wiederfuhren, war die größte, Newton's Präsidentenstuhl in der königl. Societät einnehmen zu können. Sloane war vorher Sekretär derselben, und die allgemeine Achtung, in welcher er bei ihr stand, gab sich durch die Weise kund, in welcher die Societät ihm für eine Beleidigung des Dr. Woodward Genugthuung gab, indem dieser aus der Gesellschaft gewiesen wurde. Sir Hans las einen eigenen Aufsatz vor, über welchen ihm Woodward beschimpfende Aeußerungen entgegen gab. Dr. Sloane beklagte sich hierüber, und fügte bei, daß er schon oft von ihm durch Grimassen beleidigt worden wäre; Dr. Arbuthnot erhob sich hierauf, und bat um Belehrung, welche Verziehung der Gesichtszüge denn eigentlich eine Grimasse genannt werden könne? Newton hatte den Vorsitz, als die Frage über Woodward's Ausschluß verhandelt wurde, und als zu Gunsten desselben seine Eigenschaft als guter Naturphilosoph angeführt wurde, erwiederte Sir Isaak, daß, um der Societät anzugehören, man eben so sehr guter Moralphilosoph als Naturphilosoph sein müsse.

Daß der berühmte Dichter Locke Arzt war, geht theils aus den Zeugnissen der Nugae chirurgicae pag. 103, und eines Anton Wood, nach welchem Locke den 6. Febr. 1674 das Baccalaureat in der Medicin erhielt, besonders aber aus der Correspondenz mit Sloane hervor, welche in der Bibliothek des letzteren niedergelegt ist, und sich über die Krankheitsklasse der Polypen und die damals herrschenden Fieber verbreitet.

(John Hunter). Zur Zeit, als Hunter sein Heil in London versuchte, waren Hawkin's, Bromfield, Sharpe

und Pott dort die chirurgischen Helden des Tages, indeß Adair und Tomkins die ersten Chirurgen der Armee waren. Hunter blieb mehrere Jahre ganz unbekannt, und wurde von so geringer Bedeutung gehalten, daß lange, nachdem er seine Vorlesungen begonnen hatte, seine Zuhörer nicht einmal 20 der Zahl nach waren, unter denen jedoch Cline, Lynn, Brand, Adams, Vaux und Justamond sich befanden. Dr. Garthshore trat zufällig einmal ein, zog die Uhr, und versank in Schlaf. Dr. Denman pflegte den Dr. William Hunter einen ausgezeichneten, John Hunter aber einen genialen Mann zu nennen, und in der That erkannte William, seiner seltenen Geschicklichkeit ungeachtet, doch John's Superiorität überall an. „Ich interpretire blos meinen Bruder, oder ich demonstrire blos die Entdeckungen meines Bruders," waren seine gewöhnlichen Ausdrücke.

Hunter war im wahren Sinne Philosoph; er ertrug Glück wie Unglück mit Gleichmuth, und war, seines rauhen Aeußern ungeachtet, ein vortrefflicher Mensch. Der Arme konnte mehr als der Reiche auf seine Hilfe Anspruch machen, denn er war im hohen Grade uneigennützig. Er sollte einst eine wichtige Operation an der Frau eines Handwerkers vornehmen; das Honorar bestimmte er zu 20 Guineen. Zwei Monate lang hörte er nichts mehr von der Frau, als er zur Vornahme der Operation gerufen wurde. Es fand sich, daß der Grund des Verzuges in der Schwierigkeit lag, mit welcher der Mann das Geld auftrieb; Hunter überzeugte sich, daß es würdige, nur unglückliche Leute waren, denen das Wiedereinbringen einer solchen Ausgabe sehr schwer geworden wäre. „Ich sandte dem Manne 19 Guineen zurück," sagte Hunter, „und behielt blos die zwanzigste, damit sie nicht wegen der zu großen Verbindlichkeit gegen mich bekümmert sein möchten; sie bezahlten mir dann etwas mehr als meine eigenen Auslagen." Den operativen Theil der Chirurgie pflegte er sehr gering zu schätzen; operiren, meinte er, hieße einen Kranken verstümmeln,

den wir auf andere Weise zu heilen nicht im Stande wären, Operationen wären daher immer als Beleg für die Unvollkommenheit der ärztlichen Kunst zu betrachten. Welch stolze Gefühle mag die verbesserte Behandlung des Poplitealanevrismas in ihm erregt haben, als der Erfolg seine Idee so glänzend bestätigte. Hunter war mehr als irgend Jemand gegen die Operationswuth der damaligen Zeit, und doch begegnete ihm folgende Anekdote: Ein sehr operationsscheuer Mensch sollte amputirt werden, eine Procedur, welche in damaliger Zeit mit Formalitäten, wie bei einer Hinrichtung, verbunden war. Hunter hatte bereits das Operationscostüm an, und tiefe Stille herrschte in dem Saale; ein wundärztlicher Gehilfe erhielt den Auftrag, den Kranken in den Saal zu führen. Der Gehilfe ließ auf sich warten; nach zwei Minuten kam er mit einem Gesichte so lang als sein Fuß, und allein zurück. „Warum bringen Sie den Kranken nicht?" fragte der harrende Hunter, „weil," stotterte der ganz frappirte Gehilfe, „weil der Kranke davon sprang."

(Thomas Morstede). Heinrich V. hatte bei seinem Einfalle in Frankreich im J. 1415 nur einen guten Wundarzt bei der Armee, Thomas Morstede, der späterhin Wundarzt Heinrich VI. wurde, und ein Werk über Chirurgie compilirte, das nicht mehr aufzutreiben ist. Dieser Mann war authorisirt, so viele, als er für erforderlich hielt, Wundärzte für die Armee zu pressen; nach Rymer landete jedoch mit der Armee, welche den Sieg bei Agincourt erfocht, nur ein Wundarzt, der nämliche Morstede, der dann wirklich 15 Subjekte engagirte, welche neben ihren chirurgischen Funktionen auch ein wenig drein schlugen, oder wohl gar als Bogenschützen eingetheilt waren. Er nahm auch einen gewissen Nicolaus Colnet als Feldwundarzt auf ein Jahr in Dienste. Was mag wohl mit einem solchen wundärztlichen Stabe das Schicksal der Verwundeten am Tage nach der Schlacht gewesen sein? Bezahlt waren sie mit 10 L. vierteljährig, und 12 Pfenning des Tages

für den Lebensunterhalt. Beide, Colnet und Morstede, durften Gefangene machen und plündern; was aber bei dem letzteren Erwerbe den Werth von 20 L. überstieg, mußte dem dritten Theile nach dem Könige abgelassen werden.

(Dr. Woodville). Dr. Adam's, welcher um die Zeit des Sterbens viel mit Dr. Woodville (dem so verdienten Arzte des Pockenspitales) zusammen war, pflegte (nach Wadd) einige Züge der Festigkeit und der Todesverachtung des berühmten Mannes zu erzählen. Woodville wohnte bei einem Zimmermann auf dem Elyplatze; Adam's veranlaßte die Hausfrau des Pockenspitales, Dr. Woodville wenige Tage vor seinem Tode einzuladen, zur besseren Pflege ein Bette im Pockenhospitale anzunehmen, was sofort geschah. Tags darauf äußerte er gegen Adam's seinen Kummer, daß er als armer Mann im Spitale zu sterben habe, und daß wohl Manche, die ihn besuchen, mit der Hoffnung für baldige Besserung schmeichelten. „Ich bin jedoch nicht so einfältig," fügte er bei, „zu glauben, was sie sagen, ich kenne meinen eigenen Fall zu wohl, und weiß, daß mir der Tod sehr nahe ist. Ein junger Mann mit mehr Lebenskraft mag das Sterben hart finden — wie sollte aber ich in einer so kranken abgezehrten Hülle zu leben wünschen!"

Der Zimmermann, bei dem er wohnte, stand nicht immer im besten Vernehmen mit Woodville, der deshalb den Wunsch ausdrückte, in Frieden mit ihm zu sterben, und nach ihm verlangte, damit er das Maas zum Sarge nähme. Dies geschah, und als er das Maas nahm, bat ihn der Doctor, mit der Fertigung es nicht länger als zwei Tage anstehen zu lassen, indem er versicherte, nicht mehr so lange zu leben, wie er denn auch den Abend des nächsten Tages starb. Er hinterließ zwischen 1 und 2000 Pfund, den Ertrag seiner Medical Botany, mit welchem Gelde er ein kleines Grundstück für seine natürliche Tochter gekauft hatte — mehr hinterließ er nicht.

Sein Zeitgenosse und Freund Dr. Georg Fordyce starb unter ähnlichen Umständen. Er bat seine jüngste Tochter, welche an seinem Krankenbette saß, ihm aus einem Buche vorzulesen; sie las etwa 20 Minuten, als Fordyce sie aus dem Zimmer gehen hieß, weil er sterben werde. Sie legte das Buch nieder, und ging, um die Angehörigen zu rufen, aus dem Zimmer, die, als sie augenblicklich darauf eintraten, Fordyce bereits todt fanden.

(Dr. Monsey). Dieser excentrische Mann starb in dem hohen Alter von 96 Jahren und war ein halbes Jahrhundert Arzt am Chelseahospitale (nahe bei London). Er vermachte seinen Leichnam dem dortigen anatomischen Theater, und schrieb wenige Tage vor seinem Tode an Cruikshanks mit der Bitte, ihn, da er nur noch wenige Stunden leben werde, zu seciren. Er starb, wie er vorhersagte, und wurde seinem Wunsche gemäß und unter großem Zudrange der Studirenden zu Chelsea geöffnet. Monsey, der Humorist, hatte ein besonders waches Auge auf seine Collegen; einen in den Gängen des Hauses umherschleichenden Doctor redete er folgendermaßen an: „So, mein Herr! auch Sie finde ich unter den Candidaten meiner Nachfolge?" Der Arzt verbeugte sich, er aber fuhr fort: „Sie werden sich aber gewaltig täuschen." „Täuschen?" frug der Arzt mit bebender Lippe. „Ja," entgegnete Monsey, „Sie hoffen mich zu überleben; ich sehe es aber ihrem Aussehen und allen Umständen ab, daß Sie sich selbst zum Besten haben — denn Sie sterben zuverlässig vor mir; da ich aber hieraus keinen Gewinn zu erwarten habe, so werde ich mich über Ihren Tod nicht freuen, wie ich überzeugt bin, daß Sie es über den meinigen thun würden." Und in der That, es traf auch so zu; der Candidat starb in kurzer Zeit. Der alte Mann fand ein besonderes Vergnügen daran, die Hoffnungen seiner Collegen auf seinen Dienst im Zaume zu halten, so daß er, sobald er einen Arzt gewahr wurde, der sich in Chelsea umsah, zu ihm herab kam, und ihn auf ähnliche

Weiſe behandelte. Dies wiederfuhr Mehreren, und ſonderbar genug wurde ſeine Vorherſage an allen wahr; alle neugierigen Aerzte ſchauderten vor Chelſea zurück, ſo daß der Miniſter bei Dr. Monſey's Tode völlig freie Hand hatte, und es noch lange anſtand, bis ſich Bewerber um dieſe Stelle fanden. Einige Jahre vor ſeinem Tode hatte Monſey die Abſicht, ſeinen Leichnam in ſeinem Garten beerdigen zu laſſen; er verfertigte ſich ein Epitaph, das mit folgenden Worten ſchloß:

What the next world may be, never troubl'd my pate;
And be what it may, I beseech thee, Oh! fate!
When the bodies of millions rise up in a riot,
To let the old carcase of Monsey lie quiet.

Ueber das wahre ärztliche Savoir faire.

„Um ein glücklicher, gesunder und beliebter Arzt zu sein, muß man zweierlei verstehen, savoir faire und die Wissenschaft. Ersteres halte man für nicht zu gering, es thut oft mehr als die Letztere, denn der Laie urtheilt nach dem Schein; der beschäftigte Arzt ist nicht immer der geschickteste. Zwei Unzen savoir faire und eine Unze Wissenschaft verschaffen mehr Kranke, als das umgekehrte Verhältniß. Wer nicht die Kunst versteht, sich Zutrauen und Achtung zu erwerben, sich beliebt zu machen, eine gute Meinung von sich zu erregen, der ist bei noch so viel Wissenschaft unbrauchbar. Aber freilich muß man mit dem savoir faire Wissenschaft verbinden, sonst ist man ein Charlatan."

„Kein Gelehrter kommt mit allen Gattungen von Menschen in so alltäglichen und genauen Umgang als der Arzt. Kein Gelehrter hat daher die Kunst, sich in alle Leute zu schikken, Jedem zu gefallen, sich in Jedes Launen zu fügen, überhaupt Weltkenntniß, feine Lebensart, nöthiger als der Arzt. Wenn erst die Damen sagen: der junge Doctor ist ein artiger Mann, dann ist dieser geborgen; das Urtheil der Männer, ob er geschickt ist, kommt hinterher. In dieser Hinsicht ist jungen Aerzten das Reisen ganz vorzüglich zu empfehlen; da lernen sie

Menschenkenntniß und feine Lebensart, die ihnen für ihre künftige Praxis oft mehr nützen als das Besuchen der Spitäler. Die Art, Kranke zu behandeln, die sie in diesen lernen, ist himmelweit von ihrer nachherigen Privatpraxis verschieden.

Man höre ja die langen Erzählungen der Kranken, vorzüglich der Damen, geduldig mit an, widerspreche nicht, werde nicht ungeduldig, so unnütz und weitläuftig sie auch oft sind.

Man unterlasse, besonders bei gemeinen Leuten, nicht, den Urin zu besehen; auch ist er in der That oft sehr unterrichtend.

Man verrathe keine Zweifel, sowohl in Rücksicht der Diagnose, als auch der Prognose. Man spreche nicht von Versuchen, dazu giebt Niemand seinen Körper gern her. Wenn es von einem Arzte heißt: er ist seiner Sache nicht gewiß, so ist er verloren. Einmal in Absicht der Prognose die Wahrheit gesagt, hilft mehr, als zehnmal geirrt schadet. Ist der Ausgang nicht der verkündete, so findet man auch immer leicht einen Ausweg, ein zufälliges Ereigniß, worauf man es schieben kann.

Es ist schwer, die rechte Grenzlinie zwischen savoir faire und Charlatanerie zu treffen. In der weitesten Ausdehnung des Worts muß in der That selbst der rechtschaffenste Arzt ein Charlatan sein. Man kann ja in Rücksicht der Diagnose und Prognose nicht sagen: nescio, und doch ist dieses so oft der Fall. Alles kommt daher nur darauf an, daß man diese Charlatanerie nicht merkt. Merkt man sie, so heißt man ein Charlatan oder gar ein Windbeutel, merkt man sie nicht, ein gescheidter Mann.

Man mache die Prognose immer eher etwas zu schlimm, als zu gut. Wird es dann schlimmer, so hat man es vorher gesagt, und wird es besser, so hat man eine große Cur gemacht. Hat man hingegen die Prognose zu gut gemacht, so verhält sich Alles umgekehrt.

Bekannt und wahr ist das Sprichwort: eunt quo itur. Man mache daher immer etwas den Geschäftigen, scheine mit Kranken überhäuft zu sein, sage, man könne nicht fertig werden.

Oft wird man gelobt und getadelt, so man Beides nicht verdient. Es stirbt Mancher, vielleicht nicht ganz ohne unsere Schuld, und Niemand bekümmert sich darum. Manchmal geräth aber durch allerhand kleine Umstände das Publikum in eine Stimmung, daß es ihm höchst sonderbar und unerwartet vorkommt, daß der Kranke gestorben ist. Man fängt darüber an zu sprechen, und nun fallen den Leuten noch ein Paar andere Todesfälle ein, die sie hinterdrein auch noch sonderbar finden. Man secire daher wo möglich einen jeden Kranken, der einem stirbt, und finde die Ursache des Todes: eine Verknöcherung, verhärtete Leber, mürbe Milz, einen Gallenstein; so ist dann das Publikum zufrieden und schweigt.

Alle diese Regeln verachte man übrigens nicht, oder halte gar ihre Befolgung unter der Würde des Arztes. Nur durch ihre Befolgung wird dieser in den Stand gesetzt, der Wohlthäter des menschlichen Geschlechts zu werden, und durch ihre Unterlassung verschließt er sich selbst den Weg zu nützen."

Wenn das wahr ist — und ganz in Abrede stellen kann man es kaum — so ist es eben kein Loblied auf das Zeitalter, wo ein solches Benehmen allein den Arzt in den Stand setzen kann, nützlich zu wirken und der freilich nicht zu vernachlässigenden Rücksicht auf eine anständige und hinreichende Existenz zu genügen.

Aber nicht Jeder ist geneigt und geeignet, die schlüpfrige Bahn zu betreten, welche unser Autor dem Arzte vorgezeichnet hat; nicht Jeder kann und will es dahin bringen, daß die Damen sagen, der junge Doctor ist ein artiger Mann; nicht Jeder hat die eiserne Stirn, welche das Zweifelhafte mit Gewißheit verkündet, noch die kleine Anlage zum Betruge, welche einen begangenen Fehler, statt ihn freimüthig zu bekennen, irgend einem andern Umstande aufbürdet; nicht Jeder hat so wenig

Achtung für das, was er weiß, um zu verleugnen, was er nicht weiß; das Talent, den Geschäftigen zu spielen, wenn man vielleicht Langeweile hat; die gute Art, eine leichte Krankheit schwer und gefährlich darzustellen oder ein unbedeutendes Nichts zur Todesursache zu machen, fehlt auch Manchem; kurz, es giebt Leute, die selbst zu ihrem Schaden, im ganzen Sinne des Wortes eine unbefleckte Ehre behaupten wollen, und die nicht mit derselben Gleichgültigkeit Aerzte oder Jesuiten sein mögen.

Was sollen solche Leute mit einem verwöhnten, der Schmeichelei allein zugänglichen und lieber hintergangenen als durch Wahrheit enttäuschten Publikum, was soll ein solches Publikum mit solchen Aerzten anfangen? Die Frage ist wichtig, wichtiger noch in unserer Zeit, wo die oft schwere Bedrängniß lehrt, um den Lohn des Tages zu buhlen, und damit alle Ansprüche des äußern Luxus befriedigt werden möchten, auch unter den Mitteln zu dem großen Zwecke Geld nicht lange zu wählen und zu sichten.

Aber wir haben immer geglaubt, es müsse noch eine andere Norm des Betragens geben für einen Mann, der angewiesen ist, in Hinsicht auf geistige Vollendung mit den Besten der Gesellschaft auf gleicher Stufe zu stehen, und indem er als Diener der Natur handelt, zugleich als ihr Priester, als der Repräsentant einer ewigen Wahrheit und eines Gesetzes angesehen werden muß, dem zu gehorchen kein Sterblicher ungestraft sich sträubt.

Für einen Mann, erfüllt vom Bewußtsein der Pflicht und Pflichterfüllung, giebt es nichts Gleichgültigeres als die Streiche, welche Unwissenheit und Bosheit gegen ihn führen. Er sucht wohl die übeln Nachreden zu vermeiden; aber als das einzige hierfür passende Mittel betrachtet er ein offenes und männliches Verfahren, welches für sich nicht mehr als das Gebührende in Anspruch nimmt und sich an demselben begnügt.

Das wahre ärztliche Savoir faire besteht, wie jedes Andere, in zwei Dingen: in der Fähigkeit, gesammeltes Wissen auf das Beste zu benutzen und in dem redlichen Willen hierzu. Alles Andere ist Flunkerei, von der man erröthen sollte zu sprechen. Zwei Richtschnuren hat der Arzt für sein Betragen! seine Kunst für das Wohl Anderer, seine Tugend für sich selbst. Es ist Zeit, daß auch in diese Art der Lebensverhältnisse Aufrichtigkeit komme, wie sie die fortschreitende Gesittung immer mehr in Religion, Staat und Verkehr einzuführen bemüht ist.

Wer mit einem tüchtigen Schatze von Kenntnissen ausgerüstet an das Krankenbett tritt, bedarf weiter nichts, als die Gelegenheit, zu zeigen, was er leisten könne; diese Gelegenheit muß er suchen, aber nicht durch unwürdige Mittel, sondern durch den geraden und freilich mühevollen Weg der Arbeit und Anstrengung. Das wahre Savoir faire besteht dann darin, daß man Kräfte und Mittel wäge, daß man sich nach der Stelle umsehe, wo noch Platz und Gelegenheit zum Wirken ist; denn sobald das Verhältniß der Aerzte zur Bevölkerung sich zum Nachtheil der Erstern stellt, wird die Ausübung der Arzneikunst, wie jedes andere Gewebe, in ihrem Preise und Werthe sinken, und der gute wie der schlechte Arzt wird unter einer Concurrenz leiden, welche, je dringender die Noth antreibt, um so fruchtbarer an jenen unedeln und die Würde der Wissenschaft wie des Mannes entehrenden Kunstgriffen werden muß. Der Arzt wähle also den Ort mit Umsicht aus, wo sich für seine Thätigkeit ein Feld darbietet; er nehme eine Position, in welcher er hoffen darf, sich zu behaupten, und wenn er einsieht, sich hierin getäuscht zu haben, so vertausche er dieselbe lieber mit einer andern, als daß er sich, wie ein schlechter Feldherr in einer unhaltbaren Lage treffen lasse.

Vom ersten Augenblick seines Wirkens an muß der Arzt zeigen, daß Aufrichtigkeit und Redlichkeit die Richtschnuren seiner Handlungen bilden. Ein durch Hinterlist gewonnener Erfolg ist immer zweideutig; er erweckt mit gutem Grunde

Mißtrauen in die Kräfte des Arztes und giebt Andern den Vorwand des Rechts der Wiedervergeltung, bis man zuletzt nicht mehr weiß, wo und wie dieses Verfahren enden soll. Dem Unglücke auszuweichen ist immer ein Verdienst; es ist stets ein böser und tief fressender Krebsschaden, womit die Schuld das Leben des Menschen befällt. Wenn alle Menschen gleich redlich wären, würde es vielleicht nicht weniger materielles Unglück auf der Welt geben, aber sie würde erlöst sein von einer unendlichen Qual des moralischen Elendes, das sie so tausendfach drückt.

Wenn es aber am grünen Holze so ist — was soll am dürren werden! Wenn die, deren Geist ausgebildet und mit den Begriffen vom Rechten und Schlechten genau vertraut ist, frei heraus ihren persönlichen Vortheil über das Gesetz des Geistes, über die Wahrheit setzen — was soll man verlangen von den Niedrigsten der Gesellschaft, von den Armen und Ungebildeten, denen eine drückendere Noth um so schwerer fällt, je weniger sie mit den höhern Ideen vertraut sind, welche den Menschen über die Erde erheben. Mit Recht verlangt man vom Arzte, daß er verstehe, seinen Platz in der Gesellschaft zu behaupten, und er sollte niemals vergessen, daß es ein Ehrenplatz ist, und daß es ihm nicht zieme, die Rolle eines Dieners der Thorheit zu spielen. In seinen bürgerlichen und privaten Verhältnissen hat der Arzt durchaus keinen Grund, sich anders zu bewegen als die übrigen Individuen; wo er als Arzt auftritt, muß er sich stets als in der Ausübung eines hohen Amtes begriffen betrachten und die Umstände sich dem gemäß unterzuordnen wissen. Je besser er dies versteht, um so besser wird er heilen.

Ein Anderes ist der Umgang des Arztes mit der Welt, ein Anderes der mit Kranken. Die Rücksicht auf andere Dinge, als auf das Wohl der Letztern, verleitet sogar zu Schritten, welche dieses beeinträchtigen. Im Umgange mit Kranken und überhaupt mit denen, welche des Künstlers Rath und Hülfe

erwarten, muß der Arzt den höchsten Zweck der Heilkunst stets im Auge behalten und die heiligere Pflicht vor allen andern erfüllen. Aber es giebt für ihn dann keinen andern Vortheil, als den, das Wohlsein Anderer zu bewahren; hier ist sein Posten, auf dem zu stehen oder zu fallen ihm Beruf ward. Dieses Savoir faire ist das Einzige, welches der Arzt beobachten sollte; es ist die aus einer ruhigen und festgegründeten Ueberzeugung entspringende Unerschütterlichkeit des Muths seiner Meinung; es ist das Mittel zum Zweck abwägende Klugheit und Kunst; es ist die unverletzte Bewahrung eines reinen Bewußtseins und das unermüdete Streben in der Erfüllung seines hohen Berufes fortzuwirken und zu erstarken.

VII.

Kunst- und Lebensansichten.

Aphorismen, Maximen, Sentenzen und Ideen.

Ueber die Höflichkeit der Aerzte.

Ich habe den Juristen — sagt v. Romuhr — die Geduld im Anhören der Clienten nicht weiter zu empfehlen, weil sie darin, was das Temperament ihnen versagt, durch Uebung frühzeitig zu ertragen pflegen. Auch der Arzt bedarf einiger Geduld, ich will es zugeben. Doch hat er den Vortheil, die Meldungen seiner Patienten zur Hälfte überhören zu dürfen, weil er von den Umständen weniger abhängig, als der Jurist, während der Kranke, oder die Wärter und Angehörigen reden, für sich selbst ruminiren und beschließen darf, was ihm gut dünkt. Häufig vernehmen die Aerzte von allen diesen Umständlichkeiten nicht ein einziges Wort, was auch statthaft und ganz ohne Folgen ist, so lange sie den Anschein der größten Aufmerksamkeit beibehalten und vermeiden, durch ein plötzliches Anheben vom Wetter, vom Kriege und von den Stadtneuigkeiten scharfsinnigen Leuten ihre Abwesenheit und ihre Zerstreuung zu verrathen. Uebrigens sollen die Aerzte nach ihrer eigenen und der Individualität ihrer Patienten das Benehmen verschiedentlich einzurichten verstehen. Einige dürfen sich kurz fassen, entschieden, absprechend, selbst unverbindlich sein; man

setzt eben auf diesen Charakter stets das gläubigste Vertrauen. Andere sind weich, sanft, theilnehmend, liebevoll; und auf diesem Wege erwirbt man sich die dauernde Anhänglichkeit der Familien, ohne jedoch vor heimlicher Verachtung mit anderweitigen Aerzten sich völlig sicher zu stellen. Mäßige Verdienste mögen von beiden Arten und Formen der ärztlichen Höflichkeit diejenigen auswählen, welche ihrer Person und Praxis zumeist sich anzueignen scheint. Hingegen darf das medicinische Genie einer dritten und fast negativen Form der Höflichkeit sich bedienen, welche eigentlich nicht dieses, noch jenes, sondern gar kein Betragen ist. Ich verstehe die bekannte Manier gleich den Gespenstern zu erscheinen und zu verschwinden, nach den Umständen Heil und Verderben bringend und drohend, so daß man ihre Besuche und Anwesenheiten vornehmlich aus den Wirkungen, welche sie hinterlassen, erkennt und mit Sicherheit abnimmt.

Ueber die moralische und sociale Ausbildung des Arztes.

Sir H. Halford hielt 1835 hierüber in der Eigenschaft eines Präsidenten des College of Physicians zu London eine Rede, und sagte unter Andern: Es war ein Lieblingssprichwort des Pomponius Atticus: „sui cuique mores conciliant fortunam," und William v. Wykeham hatte das Motto: „die Sitten machen den Mann." Unter mores oder Sitten ist offenbar hier nicht blos das rein Innerliche des Menschen oder das Philosophisch-Moralische zu verstehen, sondern seine Lebensgrundsätze, seine Empfindungen, mit einem Worte: sein inneres und zugleich sein äußeres Benehmen. Was dem Soldaten seine Ehre, dem Juristen seine strenge Unpartheilichkeit, dem Theologen sein streng abgemessener, Andern zum Muster bestimmter Lebenswandel ist, das ist dem Arzte sein hippokratischer Eid oder der Inbegriff dieses Eides. Nicht

nur ein möglichst vollkommenes Wissen und Können in seinem Berufe, sondern ein artiges gefühlvolles Wesen, strenge Diskretion und Verschwiegenheit, Zartheit und Keuschheit, wird dem Arzte streng abgefordert. — H. sucht in seiner Rede zu erweisen, daß dieses nur das Ergebniß einer wirklichen Erziehung sein könne, und daß man diesen Theil der Bildung des Arztes, — man könne ihn die Religion des Arztes nennen — vollkommen vernachlässigt. Als Elemente dieser Bildung des Arztes fordert Vf. einen guten moralischen und von aller Mukkerei entfernten religiösen Unterricht. Liebe zu den Nebenmenschen mit Bescheidenheit gepaart (das wesentlichste Prinzip guter Erziehung ist, wie der Lateiner sagt: „nunquam se praeponens aliis, adversus nemini"), Menschenkenntniß theils aus Büchern, theils aus dem wirklichen Leben geschöpft, Ausbildung des Schönheitssinnes und des Zartgefühls, wozu H. das fleißige Lesen der Alten empfiehlt (Vos exemplaria Graecos — Nocturna versate manu, versate diurna), das Lesen soll und muß aber mit Selbstdenken gepaart sein, um den kritischen Blick des Arztes zu schärfen; viel Mathematik, Ausdauer, Beständigkeit, Ruhe und überlegtes Handeln ꝛc.

So neu bin ich nicht in der Welt, als daß ich nicht wissen sollte, Alles, was von den gangbaren Begriffen abweicht, sei sicher entweder unbeachtet bei Seite geschoben oder mißverstanden und angefeindet zu werden; am sichersten sei ihnen das Schicksal von Jenen, die, mit ihrem Wissen zufrieden, entweder die Mühe scheuen, in eine andere Vorstellungsart einzugehen oder bei fester Anhänglichkeit an ihre bisherige dazu wirklich unfähig sind. (Naumann, 1. u. 4. B. Vorrede.)

Schon vor 60 Jahren stimmte Stoll sein Klagelied über Pfuscherei und Quacksalberei in der Medicin wie folgend

an: „Dolenda plebeculae sors est, quae, ut primum morbo corripitur, plerumque a medicastris cum pecuniarum ut ipsiusque nonnunquam carissimae vitae dispendio opem petit, etsi tot asyla pauperibus pateant, ubi omne auxiliorum genus gratis porrigitur.“

„Nescio an morbi ipsi, qui in populum saeviunt, an vero ii, qui artem quam non addidicere, illotis manibus tractant, numerosiores strages edant.“

Ueber mediciniſche Syſteme ſagte ſchon Stoll in ſeiner Ratio medendi: „Equidem methodi quaedam therapeuticae stantque caduntque, prout fama celebrati cujusdam viri, sub cujus vexillo militant, aut viget aut cadit. Verum plerumque in infortunio accidit, ut delusa medicorum cohors haud prius resipiscat a methodo illa curandi epidemica nisi postquam haec.

Πολλας ἰφθιμους ψυχας αἰδι προιαψεν *).

Das höchſte Ziel der Heilwiſſenſchaft iſt, ſich ſelbſt entbehrlich zu machen.

C. W. Hufeland.

Schon der Arzt Theſſalus zu Nero's Zeit — der hoffärtigſte und inſolenteſte Mann, war der Meinung, daß es ganz unnöthig ſei, die Urſache der Krankheit aufzuſuchen und die kritiſchen Beſtrebungen der Natur zu berückſichtigen. Sehr merkwürdig, bald trat Charmis auf, verwarf alle Arzneien,

---

*) Multas praestantes animas Acherontis ad oras
Praecipites dedit ante diem.

Homer. Ilias.

und empfahl nur kaltes Wasser. Hufeland's Journal 1835. 2s Stück S. 26.

Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Was nicht die Vorwelt schon gedacht.
Goethe's Faust. 2 Thl.

Oportet jnvenem medicum ipsum suo marte aliqua sibi comparare neque omnia ex alienis commentariis depromere.

Aretaeus.

Theorie und Praxis verhalten sich, wie die Schwestern Rahel und Lea; jene war schöner, diese aber fruchtbarer.

Luther sagte: Medicina facit infirmos, mathematica tristes, theologia peccatores.

In medicina tractanda nil adhibendum pro principio, quod non tam certum est, ac ea, quae in sensus incurrunt; aeque enim non est ut ortae humanae quam curiositati minus consulatur.

Pitcairne.

Die Laien wollen über Alles, was in der Unterhaltung vorkommt, eine Meinung haben. Man spricht von Krankheiten, Heilmethoden und Aerzten; da wollen sie Erstere kennen und über Letztere urtheilen. Man sollte denen, die so absprechen, begreiflich machen, wie sehr man seinen Verstand herabwürdiget, wenn man über Dinge urtheilt, die man nicht kennt.

Cabanis.

Die Erfahrung des ältesten und beschäftigsten Arztes ist nicht zulänglich, weil die menschliche Erkenntniß sehr langsam wächst, von unmerklichen Anfängen über Stufen an das Licht steigt, die Jahrhunderte sind, und weil ganze Nationen und Weltalter ihre Kräfte verbinden müssen, ehe eine Wissenschaft in einigen Theilen vollkommen wird.

Zimmermann: v. d. Erfahrung.

VIII.

Curiosa und Anekdoten.

Ein Aderlaß Ludwig's XIV.

Habt die Güte, Eurem Herrn den Besuch eines Pariser Chirurgen zu melden, sagte der Herr du Tarté zu dem Kammerdiener des Dr. Daquin.

Der Herr erste Arzt des Königs ist zu Diensten, er wird sich sogleich zum König verfügen, und Sie werden ihn im Vorübergehen sehen.

Nicht doch, ich muß eine geheime Unterredung mit Herrn Daquin haben; habt die Güte, mich zu melden. Ich bin deshalb nach Versailles gereist.

Der Kammerdiener kam zurück.

Monsieur hat heute keine Zeit.

Hier ist ein halber Louisd'or. Sagt ihm, daß es sich um eine für ihn wichtige Sache handelt.

Der halbe Louisd'or wirkte und du Tarté wurde vorgelassen. Daquin trug seine lange, weite Robe, eine große schwarze Perücke und einen Spitzenkragen.

Nun, Meister du Tarté, sagte er, was wollen Sie von uns? Haben Sie in Paris einen wichtigen Kranken, der unsere Visite wünscht? Das ist unmöglich; ich kann Versailles nicht verlassen. Aber nennen Sie mir die diagnostischen und prognostischen Zeichen der Krankheit, Sie wissen ja, ignoti nulla est curatio morbi, und ich will etwas verschreiben.

Es ist nicht davon die Rede, Doctor; der Kranke ist in Paris, aber nur das gemeine Volk und . . .

Sollicitiren Sie um die Autorisation, eine neue Salbe zu verkaufen? Wir haben nur zu viele Mithridats und Orvietans, ohne von dem Brechwein zu reden.

Ich will Sie bitten, sagte du Tarté mit kaum vernehmlicher Stimme, durch Ihre Vermittlung auszuwirken, daß ich dem König zur Ader lassen darf.

Dem König zur Ader lassen! Unglücklicher! was wollen Sie damit sagen?

Hören Sie, Doctor, Sie wissen, daß ich der geschickteste Aderlasser in Paris bin. In der Beziehung haben Sie nichts zu fürchten. Meine Hand ist eben so leicht, als sicher. Aber seit einiger Zeit ist meine Praxis unglücklich. Ich hatte das Unglück, einen Tuchhändler zu trepaniren, der unter dem Eisen starb, und da der Nachlaß nicht bedeutend war, machte die Familie einen Teufelslärm. Nichts desto weniger habe ich die Operation ganz vortrefflich zu Ende gebracht, aber die Leute werden alle Tage schwieriger; was meinen Ruf erhöhen sollte, hat mir geschadet. Auch hat eine alte reiche Frau einen jungen Zollschreiber geheirathet, weil er schön war, und der hat das Bein gebrochen und ist aus meinen heilenden Händen lahm hervorgegangen. Die Alte wüthet gegen mich, ich verliere alle meine Kunden und . . .

Gehen Sie zum Teufel, und erfahren Sie, daß nur Hr. Maréchal, der erste Chirurg des Königs, und zwar auf meine Verordnung, die heilige Person S. M. berühren darf.

Erlauben Sie, erlauben Sie, Doctor, Sie sehen, daß Sie allein meinen Ruf wiederherstellen können, daß Sie es können, ohne sich zu compromittiren, indem Sie mich eine gar nicht gefährliche Operation, in der ich besonders geschickt bin, verrichten lassen. Ich habe eine Summe von 20,000 Livres bei mir, mit der ich einen solchen Dienst nicht zu theuer zu erkaufen meine.

Aber S. M. befindet sich wohl, und wir haben jetzt nicht Frühling.

Wir sind im Oktober; aber ich pressire nicht. Doch je eher, je besser. — Du Tarté empfahl sich.

Verlassen Sie Versailles nicht, rief ihm Daquin nach.

Einen Augenblick darauf erschien der erste Arzt des Königs beim petit lever. Ludwig XIV. lag noch im Bette. Er hatte eben sein gewöhnliches Morgengebet gesagt. Während er sich rasirte, redete er mit einigen Höflingen, fragte nach dem Wetter und bestellte seine Jagdequipagen auf Mittag — dann wendete er sich zu Daquin.

Guten Morgen, Daquin, sagte er, wir befinden uns wohl. Leider steht es mit dem Hrn. von Reims nicht eben so gut. Besuchen Sie ihn?

Ich war bei ihm, Sire; eine Apoplexie . . .

Welches sind die Ursachen dieser Krankheit, Daquin?

Sie sind zahlreich, Sire, denn es giebt mehrere Arten von Apoplexien. Der Schleimschlag, dieser ist fast immer tödtlich; der Blutschlag .... von diesem wurde Monseigneur de Reims befallen. Ein prophylaktischer Aderlaß hätte ihn gerettet. Bei diesen Worten näherte er sich dem König mit vorgestreckter Hand; der König legte das Rasirmesser weg und hielt den Arm hin.

Der Puls J. M. ist ein wenig erregt, bemerkte Daquin. Darauf entfernte er sich.

Er rannte zu Madame de Montespan. Frau Marquise, sagte er, ich war eben bei J. M.

Mein Gott, Daquin, Sie erschrecken mich. Sollte S. M. unwohl sein?

Durchaus nicht, Madame. S. M. befindet sich nur zu wohl.

Zu wohl! ach!

Der Unfall des Hrn. von Reims erschreckt mich; Sie wissen, daß der Blutschlag diesen Prälaten getroffen hat. Der König hat einen sehr starken, gereizten Puls. Er giebt sich erregenden Beschäftigungen hin, die Jagd erhitzt ihn. Abends ißt er viel und noch dazu Wildpret. Ich sah ihn gestern beim Souper dreimal Schnepfen essen, ohne von den Rebhühnern und Fasanen zu reden, die er gleichfalls gern ißt. Lauter er-

hitzendes Fleisch, das viel Blut macht und die Circulation bedeutend beschleunigt.

Ach, großer Gott, was ist zu thun?

Frau Marquise, ein prophylaktischer Aderlaß hätte Hrn. von Reims gerettet; ich habe es S. M. gesagt.

Daquin, der König muß zur Ader lassen.

Das ist meine Meinung; aber ich traute mich nicht es vorzuschlagen. Ein starker, kräftiger Mann.

Ein Grund mehr, Daquin.

Die Thürflügel wurden geöffnet, und der König trat ein. Alsbald eröffneten die Maitresse und der Leibarzt ihr Feuer. Man erschreckte den König, man zeigte ihm, wie Frankreichs — des Vaterlandes — Wohl von dem seinen abhänge, man malte die Folgen der Apoplexie mit Höllenfarben, man sprach von dem Triumph seiner Feinde, wenn ein Unfall der Art . . . die Montespan weinte . . . es koste ihn ja so wenig, seiner Unterthanen Heil zu sichern.

Wohlan, rief der König entschlossen, man rufe Maréchal.

Sire, entgegnete Daquin, Herr Maréchal ist bei Monseigneur de Reims. Er ist der erste Chirurg des Königreichs, das ist gewiß, aber er hat eine schwere Hand, und da E. M. nur einen sehr kleinen Aderlaß nöthig haben, so glaube ich nicht, daß Hr. Maréchal bei dieser Gelegenheit von Nutzen sei. Der Zufall führte mir heute Morgen einen Chirurgen aus der Stadt zu, der mit wunderbarer Kunst zur Ader läßt. Wollen Sie, daß man ihn rufe? er ist wohl noch in Versailles.

Laßt ihn kommen, sprach der König.

Meister du Tarté war nicht fern; er kam in einigen Minuten und ließ dem König auf dem Zimmer der Montespan zur Ader. Daquin hielt das Becken. Nach einigen Sekunden ließ er den Verband anlegen.

Sie haben Recht, sagte Ludwig zu Daquin, der Herr läßt mit mehr Leichtigkeit, als Maréchal, zur Ader.

Wenn man bedenkt, bemerkte Daquin heuchlerisch, daß noch gestern nicht mehr vonnöthen gewesen wäre, den Herrn Erzbischof zu retten!

Mein Gott! rief die Marquise dazwischen.

Der König sagte zum Pagen: Bestelle die Jagd ab, laß die Hunde wieder ankoppeln. Man lasse Louvois kommen. Er bringe die Arbeit des Tages mit.

Welcher große König! sprach der Leibarzt laut genug, S. M. ist unermüdlich.

Ludwig warf dem Heuchler einen zufriedenen Blick zu und verließ das Zimmer.

Mein lieber Daquin, sagte die Montespan, machen Sie, daß die Königin nichts davon erfährt.

Ich stehe dafür, Frau Marquise; dafür aber besänftigen Sie Herrn Maréchal, der wüthend sein wird.

Des andern Tags las man auf einem schönen Schilde in der Straße des Bourdonnais: Meister du Tarté, Leibchirurg des Königs, und die Folge davon war, daß er von nun an ungestraft zu Tod trepaniren und lahm curiren durfte.

Aufgefangene Bittschrift der Blutegel an die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Berlin 1828.

In den heiligen Hallen Hochderen weltberühmter Synode ist gewiß Niemand, der nicht aus Lichtenberg's Naturgeschichte der Stubenfliege weiß, wie die hochseligen Vorgänger Ihrer großen und erhabenen peripatetischen Naturschule, der gemeinen Stubenfliege, wegen der saftigen Tröpflein vor ihrem Rüssel, die Ehre angethan hatten, sie unter die Wiederkäuer mit gespaltenen Klauen in den naturhistorischen Systemen zu rubriziren, bis die gelehrte Mamsell Lemasson le Gloft sie davon abbrachte, indem sie in diesem kleinen Thier durchaus keine Species Rindvieh, sondern ein ganz gewöhnliches Frauenzimmerchen erblickte,

das mit diesen Safttropfen sich putzt, und daher auch gern auf die Spiegel sich setzt, weil es sich im Beschauen gar sehr gefalle. Mit diesem Eingange erlauben wir uns, Ihnen, höchstgeehrte und höchstgelehrte Herren, einen Wink zu geben, wie Ihre Herren Collegen aus allen Ländern, als da sind: Clesius und Bojanus, Spix, Braun und Kunzmann, Walson und Larrey, Home und Johnson, trotz aller scharfsichtigen Loupen-Augen und scharfschneidenden Secirmesser, mit denen sie erbarmungs- und schonungslos so viele unseres Geschlechts marterten, bisher noch keineswegs unsere Natur erforscht haben. Wahrlich! es könnte uns ein Lachen ankommen, wenn wir daran denken, daß wir den Regenwürmern gleichen und wechselseitig befruchtende Zwitter sein sollen, hätten wir uns nicht recht ordentlich darüber zu ärgern, daß man des blutsaugenden Geschäftes wegen physiologisch und psychologisch Unsereinem das Bischen Herz absprechen will. Wir beißen doch so herzhaft zu, wenn man uns braucht, haben doch schon so oft von ganzem Herzen bedauert, daß Sie den Weg des Eindringens in das Mysterium unseres Innern immer verfehlen, und sind wirklich noch jetzt herzlich gern bereit, Sie tiefe Blicke in unser bedeutungsvolles inneres Wesen thun zu lassen, wollten Sie nur vermöge Ihres hohen Ansehens für uns bei Ihren hochzuschätzenden Herren Collegen, den kunsterfahrnen Herren Aerzten, die so bitterböse uns verfolgen, in folgender dringender Angelegenheit ein freundliches Wort einzulegen die Güte haben. — Schon Anno 1821, in welchem Jahre Sie sich auch versammelten, traten unsere Häupter zur Berathschlagung zusammen, wie man den mörderischen Niederlagen Einhalt thue, welche die Recepte der Herren Aerzte unter uns anrichteten. Nach langem reifem Erwägen und Ueberlegen, was Sie, nach Ihres großen Burdach's Ausspruch: „daß auch die Thiere bescheidene Theile der großen Weltseele von der Mutter Natur erhalten," weiter nicht Wunder nehmen wird, hielten wir es im Bewußtsein unserer großen Schwäche — über die wir uns

nicht, wie die Menschenkinder, gern täuschen — am gerathensten, zu dem wackern Professor Dzondi, dessen ernstliches Sinnen und Trachten auf ärztliche Beseitigung der inflammatorischen Constitution unseres Zeitalters uns keineswegs unbekannt geblieben, eine Deputation abzusenden, die ihm zu diesem Behufe das Medium, worin wir leben und weben — das kalte Wasser — welches gegen das neue entzündliche Leben, das man bekämpfen will, so geradezu wirkt und es auslöscht, wie ein Becher voll Wasser auf die Flamme einer Lampe gegossen, als ein Arkanum dringend empfehlen sollte. Allein es sind nun wiederum sieben Jahre verflossen; Welsch, Sarlandieres u. A. haben mittlerweile sogar künstliche Blutsauger bereiten gelehrt, die uns um so mehr entbehrlich machen sollten, und dennoch dauern die mörderischen Niederlagen fort, sogar im steigenden Verhältniß.

Wir zusammengeschmolzenen Ueberbleibsel eilen daher, diese demüthige Bittschrift an Sie, höchstgeehrte, kunsterfahrne Herren, gelangen zu lassen, ehe es mit uns und unserm Geschlechte gar aus sein sollte. Denn es ist gewiß keine ungegründete und aus bloßer Undienstfertigkeit — wir lassen uns zum Blutsaugen eben nicht nöthigen — vorgegebene Besorgniß, wenn wir den baldigen Untergang unseres ganzen Geschlechts befürchten, und höchstens noch ängstlich erwarten, gleich unsern, ein ähnliches Schicksal theilenden Flußgenossen, den Bibern, in einzelnen, herumirrenden Individuen in irgend einem sumpfigen Bache fortleben zu können. Ihnen, höchstgeehrte und kunsterfahrne Herren! wird auch wohl unsere Besorgniß nicht übertrieben erscheinen, wenn Sie bedenken, daß man uns in ganzen Schiffsladungen in ein Land versendet, wo man — bloß um einen Schneider aus einer Ohnmacht zu wecken — auf einmal hundert und funfzig Stück unseres Geschlechts ihm an den Leib setzt; wenn von uns in einer Residenzstadt in einem einzigen Jahre für 100,000 Francs verbraucht werden, indem einer Ihrer Herrn Collegen, Broussais soll er heißen, im Hôpital

Val de Grâce allein jährlich 300,000 verbrauchen läßt *). Uebertreiben wir es wohl mit unserer Besorgniß ferner, wenn in einem einzigen Krankenhause einer andern Residenz, dem gegenüber Sie mehrmals Ihre Mahle gehalten haben, wo vor 15 Jahren, nach Formey's Bericht, noch nicht ein einziger von uns Zutritt hatte, jetzt über 20,000 Stück jährlich angewendet werden — wenn die Progression des Verbrauchs in diesem und manchem ähnlichen Institute in solchem Verhältnisse steigt? — ja, wenn sie auch nicht steigt, wenn nur die Mode, uns anzuwenden, in dem Maaße sich überall verbreitet, wie z. B. in Paris, wo die jungen Damen uns hinter ihren Toiletten einquartieren, um bei wirklichen oder affektirten Vapeurs, bei jedem Echauffement nach einem Balle, und weiß Gott, bei welchen sonstigen Gelegenheiten, uns gleich bei der Hand zu haben: — dürfen wir dann nicht mit Recht für unsere Existenz besorgt werden? Wer könnte oder sollte uns dies wohl verdenken?

Doch wir hören schon Ihre Antwort: „Schweigt, ihr Vorlauten, so nahe ist der Untergang eures Geschlechts noch nicht; und wenn eure Hülfe zum Wohl der Menschheit nöthig ist, so müßt ihr mit Freuden euer Leben dafür opfern!" — Mit der allergrößten Bereitwilligkeit, entgegnen wir hierauf, höchstgeehrte und höchstgelahrte heilkundige Herren, werden wir — wenn unsere Hülfe absolut nothwendig ist — unsere Dienste und selbst unser Leben den Herren der Erde weihen; allein wir erlauben uns, unsere bescheidenen Zweifel daran laut werden zu lassen, daß unsere Hilfe so oft nöthig sein möchte,

*) Ganze Lastwagen von Blutegeln aus Ungarn und Polen wandern nach Frankreich und England, daß für die Krankenhäuser zu Paris jährlich 5 — 6 Millionen Blutegel und für jeden Krankensaal im Hôtel-Dieu täglich 400 Blutegel erfordert werden, und man in diesem Gotteshause jährlich gegen Eintausend und siebenhundert Centner Blut vergießt!

als sie verlangt wird. Ja, wir tragen kein Bedenken, zu behaupten, daß wenigstens unter zehn Fällen, wo von uns Hilfe und Beistand verlangt und erwartet wird, neun Mal es ohne Noth geschieht, und daß, wie Ihr Dzondi durch uns sich überzeugt, es auch in seinem „Aeskulap" 1ster Bd. 1stes Hft. S. 127 schon öffentlich ausgesprochen, in neun Fällen unter zehn die gewünschte Hilfe weit gewisser, bequemer und leichter von dem schon genannten Mittel, dem kalten Wasser, das in weit größerer Menge vorhanden, als wir, zu erwarten ist. Die gütige Natur giebt Ihnen dasselbe ganz unentgeldlich, und hat ihm eine Kraft beigelegt, gegen welche die unsrige sich verhält, wie die Flämmchen einer Oellampe gegen das Feuermeer der Sonne. — Viele unter Ihnen haben es selbst erlebt, daß die Nahrung, welche wir langsam, nach unserer Weise, der Entzündung örtlich entziehen, oft schon während der Zeit wieder ersetzt wird; waren wir ja oft selbst Zeugen, daß in gar nicht wenigen Fällen unsere Anwendung entweder gar keine oder doch nur eine momentane Besserung bewirkte, der dann eine desto größere und hartnäckigere Verschlimmerung folgte, bis dann kaltes Wasser, Wärme oder andere Mittel den erwünschten Erfolg herbei führten, für welchen wir vergeblich uns aufgeopfert hatten.

Warum sind wir denn vor 15 Jahren zum Heil der Menschen nicht so unumgänglich nöthig gewesen? warum giebt es denn noch jetzt Aerzte und mit zahlreichen entzündlichen Kranken versehene Institute, welche nicht weniger glücklich in Behandlung ihrer Kranken sind, und dennoch nicht zwanzig unseres Geschlechts jährlich zu Hilfe rufen? — Indem wir daher uns schmeicheln, daß diese unsere demüthige dringende Vorstellung Ihre Herren Collegen bewegen wird, Mitleiden mit unserm Geschlecht zu haben, sparsamer mit unserm Leben umzugehen, und die Fälle, nach Dzondi's wohlgemeintem Anrathen, wohl zu erwägen, in welchen unsere Hilfe absolut nothwendig ist, erlauben wir uns schließlich, wie anfänglich, noch besonders die

hochgefällige Fürsprache Ihrer höchstgeehrten und höchstgelahrten Herren Naturforscher in dieser Angelegenheit tief gehorsamst anzusprechen, wofür wir Ihnen hiermit zusagen, das über uns bisher gewaltete Geheimniß, cujus generis wir sind, sodann freiwillig zu enthüllen, auf daß nicht nur die Orthographen sich weiterhin, wie bisher, über unsern Namen: Blutigel oder Blutegel, nicht streiten, und die Grammatiker über den uns vorzusetzenden Artikel der oder die nicht in Uneinigkeit gerathen; sondern damit vorzüglich Ihnen die feinen Differenzen unserer Gattungen klar werden mögen; denn wir können dreist Tausend gegen Eins verwetten, daß Sie unsere kleinste und seltenste Gattung in den Seen bei Salalich in Egypten noch sehr wenig oder gar nicht kennen.

Bei dem herannahenden Winter, in welchem leider durch die vielseitig zweckwidrige Aufbewahrung Seitens der Herren Apotheker, Barbierer und in die Heilkunde pfuschender Matronen, Tausende von uns elendiglich und thatenlos in den Vorraths-Behältern umzukommen pflegen, empfehlen wir uns nun noch Ihrer höhern Aufsicht in Gnaden, auf daß wir nicht, gleich den Negern auf einem Sklavenschiffe, oder, wie einst die Kriegsgefangenen auf den englischen Ponton-Schiffen in den Sümpfen von Chattam, zusammengepreßt werden, und oft ohne hinreichend frisches Flußwasser nutzlos hinsterben müssen. Veranlassen Sie hochgeneigtst, daß man nicht versäume, größere und kleinere Steine, Holzspäne, rauhe Wurzeln und Sand uns hübsch in die Gläser hinein zu legen, damit wir unsere Hautschlacken gehörig abstreifen und uns dadurch gesund erhalten können; dann werden Sie in allen den Fällen, wo unser Beistand unumgänglich nothwendig ist, unsere größte und erfolgreichste Bereitwilligkeit mit wahrhaftem Vergnügen erkennen. Erhören Sie uns, hochgeehrte und höchstgelahrte Herren! in Gnaden, und Sie werden durch dies große Werk Allen die Mäuler stopfen, die über Ihre Versammlung behaupten, daß

nach den sieben magern Jahren die sieben fetten folgen müßten.

F. F. S. *)

Boerhaave in seinen frühern Jahren.

Der große Boerhaave scheint in der Jugend zuweilen auch dem Charlatanismus gehuldigt zu haben. 1710 hielt sich in Holland ein Dr. Christian August Laemermann († 1742), gebürtig von Nürnberg, auf; dieser rühmt zwar B.'s Kenntniß in Sprachen und seine glückliche Praxis, nennt ihn aber auch zugleich „einen großen Plauderer und besondern Durchhechler seiner Professionsverwandten;" weil er „Andere verkleinere und lächerlich mache, habe er einen unbegreiflichen Zulauf." Derselbe Reisende schildert ihn zugleich als einen „veritabeln Holländer, wenig höflich, bei welchem ein Fremder schlechten oder gar keinen Discours führen wird, indem er seine Besuche ziemlich bald abfertige." Namentlich wirft ihm Laemermann noch vor, daß er „öfters Bücher citire und recommandire, dergleichen weder er selbst gesehen, noch Andre sehen werden," während er ein ander Mal wieder sagte: „Aber wer hat über diesen Gegenstand geschrieben? Niemand, man sehe also Herman Boerhaave darüber nach." — (Aus Meusel's hist. lit. bibliogr. Magazin, Chemnitz 1792. VI. S. 100 u. 101, aus dem handschriftlichen Reisediarium des genannten Laemermann.)

Der Stiftsarzt Dr. Fischer in Dresden erinnerte sich neuerlich (Casper's Wochenschr. 1839. No. 2.) aus seiner frühesten Jugend eines dasigen Oculisten, der damals als Staarstecher in so hohem Rufe stand, daß er an fremde Höfe

*) Aus Gubitz's Gesellschafter 1828. No. 177.

gerufen und zu den weitesten Reisen veranlaßt wurde. Da er jedoch nur allein Operateur, aber nichts weniger als Arzt war, so lief die Mehrzahl seiner Unternehmungen schlecht ab; denn er prahlte damit, den Operirten sogleich das Licht zu geben, und so stürzte er sie in Iritis und Erblindung. Als sein Credit nun zu sinken begann, ward ihm die Nothwendigkeit klar, sich mit einem wohlunterrichteten Arzt zu verbinden, dem er die Vorbereitung der zu Operirenden und die Nachkur überließ, und nun ging alles besser! Geht es mit der Ausbildung der höhern Chirurgie so fort, daß das Studium der innern Heilkräfte hintenangesetzt und geringschätzend behandelt wird, so dürfte die Zeit bald kommen, wo ein gebildeter und erfahrener innerer Arzt, zwar nicht direct und ein vom Publikum gesuchter Heilkünstler, wohl aber als unentbehrlicher Führer und Leiter der operirenden Chirurgen, seinen nothwendigen Erwerb finden wird.

Der Bauer und die Naturforscher-Versammlung in Freiburg 1838.

Ein Bauer aus der Umgegend von Freiburg eilte neulich raschen Schrittes über die Landstraße. Gefragt, wohin so eilig, antwortete er, er wolle die Naturförschter in Freiburg sehen. Vor dem Schwabenthore angelangt, ging er gar nicht in die Stadt, sondern gleich nach dem Schießhause, festen Glaubens, „sämmtliche Naturförster" dort beisammen zu finden.

Ein deutscher praktischer Arzt zu Petersburg versicherte einen seiner Collegen, der diese Stadt besuchte, daß es schwer sei, in einer Stadt zu prakticiren und für die ärztliche Wissenschaft etwas zu leisten, wo man stundenlang Postillon sein müsse, um minutenlang Arzt am Krankenbette sein zu können, und daß ihm einst fünf entfernt wohnende Kranke einen ganzen praktischen Tag weggenommen — so wie er auch praktische

Aerzte in Moskau kenne, die oft alle Lebensbedürfnisse auf den ganzen Tag (den Rauchtabak mit eingeschlossen) mit in den Wagen nehmen, um erst am späten Abend wieder nach Hause zu kommen.

Reinesius giebt von der Inschrift eines alten vorgefundenen Monuments Nachricht, für dessen Aechtheit er übrigens nicht bürgt. Sie ist folgende:

AESCULAPIO. ET. SANITATI.
L. CLODIUS. HERMIPPUS.
QUI. VIXIT. ANNOS. CXV. DIES. V.
PUELLARUM. ANHELITU.
QUOD. ETIAM. POST. MORTEM.
EIUS.
NON. PARUM. MIRANTUR. PHYSICI.
IAM. POSTERI. SIC. VITAM. DUCITE *).

Dieses gab einem bekannten verstorbenen Arzt, J. H. Cohausen, Veranlassung, folgendes Buch herauszugeben:

„Der wiederauflebende Hermippus, oder curiose physicalisch-medicinische Abhandlung von der seltenen Art, sein Leben durch das Anhauchen junger Mädchen bis auf 115 Jahre zu verlängern, aus einem römischen Denkmal genommen, nun aber mit medicinischen Gründen befestiget, und durch Beweise und Exempel, wie auch mit einer wunderbaren Erfindung aus der philosophischen Scheidekunst erläutert und bestätiget, von Johann Heinrich Cohausen ꝛc. Gedruckt in der alten Knaben-Buchdruckerei. 1753."

---

*) Dem Aeskulap und der Göttin der Gesundheit setzt dieses L. Clodius Hermippus, der 115 Jahre 5 Tage durch das Anhauchen junger Mädchen gelebt hat, worüber auch nach seinem Tode die Naturkundigen sich nicht wenig wundern werden. Ihr Nachkommen lebet auch also.

In diesem Buch findet man folgende Erläuterung: Hermippus habe in einem römischen Mädchen-Waisen-Hause oder Jungfer-Gymnasio das Amt eines Vorstehers oder Präceptors verwaltet. Auch auf dem Titelkupfer findet man ihn auf seinem Lehrstuhl in einem Kreise von jungen Mädchen sitzen, von welchen er eins auf dem Schoos hält und den Athem desselben einhaucht, und zwei andere spielen zu seinen Füßen. Er wirft die Frage auf, ob es einem verständigen Manne dienlich und erlaubt sei, ein solches dünstiges Leben zu führen, damit er zu einem hohen Alter gelangen könnte? Er bejaht dieses, erinnert aber dabei, daß man sich der erwachsenen Jungfrauen nicht zu diesem Ende bedienen solle, weil das Anhauchen derselben lange nicht die heilsame Wirkung habe, als das von kleinen Mädchen; sie hätten vielmehr eine gewisse magnetische Kraft, die guten Säfte an sich zu ziehen. Auch warnt er, daß man sich ja alles Beischlafens mit solchen jungen Mädchen enthalten solle. Er belegt die Sache mit theoretischen Gründen und mit Erfahrungen, z. B. von dem König David und der Sulamithin u. s. w.

Der Graf Landriani zu Mailand, ein bekannter Schriftsteller und enthusiastischer Liebhaber der Naturgeschichte, konnte während seines Aufenthalts zu London das berühmte anatomische und naturhistorische Kabinet John Hunter's nicht zu sehen bekommen, auch mit Hunter selbst auf keine Art zu näherer Bekanntschaft gelangen. Denn dieser vermied ihn auf das sorgfältigste, weil er erfahren hatte, daß Landriani ein vertrauter Freund des Spallanzani sei, auf welchen er, wegen der Theorie des Zeugungsgeschäftes, nicht gut zu sprechen war.

Ein Bauer kam in die Stadt zu einem Arzt und brachte ihm den Urin, damit er aus demselben nicht nur die Krankheit, sondern auch die Person und alle Umstände des Kranken erken-

nen und Erklärung darüber geben sollte. Ehe sich der Arzt auf die Beschauung des Urins einließ, legte er dem Bauer allerlei verfängliche Fragen vor, in welchen er sich nicht geradezu nach der Person und den Umständen des Kranken erkundigte, aber doch aus den Antworten und Erläuterungen des Bauers bald auf diese schloß. Nunmehr nahm er die Miene des Forschers an, betrachtete den Urin aufmerksam von allen Seiten und fing seine Wahrsagung an: ich sehe, euer Patient ist eine Mannsperson und euer Sohn, und er ist eine Treppe hinuntergefallen und hat ein Bein gebrochen. Der Bauer war über diese Erklärung des Arztes sehr vergnügt. Aber, fing er an, Herr Doctor, kann er mir auch wohl sagen, wie viel Stufen er herunter gefallen ist? Der Arzt, um die angefangene Komödie fortzusetzen, mußte sich jetzt auf das Errathen legen, und rieth zehn. Nein, antwortete der Bauer, das hat er doch nicht gesehen, es waren zwölf gewesen. Der Arzt wußte sich gut aus der Verlegenheit zu helfen. Er fragte, ob denn dieser Urin hier alle der sei, welchen er gelassen habe? Nein, sagte der Bauer, es blieb noch ein wenig zurück, welcher nicht mehr in das Glas hineinging. Das glaube ich wohl, versetzte der Arzt, ihr habt den Urin nicht ganz hinein gefüllt, wenn ihr mir ihn aber ganz gebracht hättet, so würde ich die zwei anderen Stufen auch noch gesehen haben. Mit dieser Antwort war der Bauer sehr wohl zufrieden.

Der große Polyhistor des vorigen Jahrhunderts, Herrman Conring, war in allen Fächern der Gelehrsamkeit so vortrefflich bewandert, daß er an seinem Hochzeittage seiner Braut zur Wahl vorlegte, ob sie am liebsten einen Doctor der Theologie, der Jurisprudenz oder der Medicin zum Manne haben wollte? Sie wählte die Medicin, und sein Hochzeittag wurde auch sein Promotionstag. — Er gesteht selbst in einer seiner Schriften, daß ihm die letztere Wahl blos wegen seiner

Vermögensumstände und wegen der Meinung des Pöbels die liebste gewesen sei. Er wurde bald Professor der Medicin, der Politik und des Staatsrechts zu Helmstädt, man bediente sich seiner als Abgesandten in den wichtigsten Staatsangelegenheiten, und seine Schriften, unter welchen sich die medicinischen und theologischen nicht einmal befinden, füllen sechs große Folianten. Dieser an Geist große Mann war kleiner und bucklicher Gestalt. Ein kranker Landedelmann schickte einst seinen Wagen mit vier Pferden nach der Stadt, um ihn zu sich holen zu lassen; denn Conring prakticirte als Arzt mit Ruhm. Der Wagen kam an, und Conring stieg ein, der Kutscher aber fuhr nicht ab. Man fragte ihn endlich, warum er nicht fahre. Er warte auf den Herrn, sagte er, den er abholen solle. Der sitze schon lange im Wagen, hieß es. Das ist der Herr? fragte der Kutscher voll Verwunderung, diesem zu gefallen hätte ich meine vier Pferde nicht anzuspannen nöthig gehabt; den hätte ich auf dem Arme hinaustragen können.

Johann Manard war zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts Lehrer der Arzneikunst zu Ferrara. Er war so enthusiastisch für die alten griechischen Aerzte eingenommen, daß er seinen Lehrer, den ehrwürdigen Leonicen, welcher eine Stelle aus dem Galen unrecht citirt hatte, einen Falsarius (Betrüger) nannte. — Die Art seines Todes ist eben so bekannt, als merkwürdig. Ein Sternseher hatte ihm die Nativität gestellt, daß er einst in einer Grube umkommen würde, und gab ihm daher die Warnung, alle Löcher und Gruben sorgfältig zu vermeiden. Er that es, so gut er konnte, kam aber in seinem 74sten Jahre zuerst auf den Einfall, zu heirathen, und wählte sich ein 20jähriges Mädchen. Er starb wenige Tage nach der Hochzeit, und ein witziger Kopf machte folgendes Sinngedicht auf ihn:

In fovea te periturum qui dixit aruspex,
Non est mentitus, conjugis illa fuit.

Bäck Gedächtnißrede auf den Ritter von Linné:

„Seine leichte und spielende Methode, welche in den Blumen weibliche und männliche Theile, Brautbett und Paarung wies, lockte auch sogar das schöne Geschlecht, sowohl in England, als in Deutschland, Frankreich und Amerika an, die Botanik zu studieren."

Ein Verzeichniß der Damen, welche dadurch zu dem Studium der Botanik ermuntert worden sind, befindet sich in einer beigefügten Note.

In einer Gesellschaft lenkte sich die Unterhaltung auf die Frage, wo der Sitz der Seele sei? Man hörte verschiedene Meinungen über diesen Gegenstand, und Jeder suchte seine Behauptung mit Beweisen zu unterstützen. Ein Landpfarrer, welcher sich in der Gesellschaft befand, behauptete in vollem Ernste, daß der Sitz der Seele in dem Hintern sei. Er bediente sich hierbei dieses Beweises: Wenn ich, sagte er, auf der Jagd einen Hasen geschossen habe, und ich traf ihn in seine Hinterläufe, so sah ich, wie er auf der Stelle todt blieb; wenn ich ihn hingegen auf den Kopf oder nach dem Herzen schoß, so lief er noch zuweilen weg.

Selten und seltner.

Das Seltne gab ich, o Leibarzt, zu:
Schon unter drei Königen lebtest du
Doch seltner noch klingt die Phrase mir:
Drei Könige lebten unter dir.

Rüdinger sagte einst, da er noch zu Halle Theologie studirte, zu Thomasius, er spüre bei sich mehr Neigung zur Medicin, als zur Theologie; allein er glaube sich durch einen

göttlichen Beruf zum Theologen bestimmt; denn sein Name Andreas Ruidigerus heiße, durch ein Anagramm, rus dei arare dignus (würdig, den Acker Gottes zu pflügen). „Ei, wenn das ist, antwortete Thomasius, so satteln sie sogleich um, denn rus dei heißt der Gottesacker, und wenn sie ein Arzt sind, so wird der durch ihre Bemühungen gewiß tüchtig umgegraben werden."

In einem Dorfe lag der größte Theil der Einwohner an einer epidemischen Krankheit darnieder. Sie kamen mit einander überein, daß sie einen Arzt in der Stadt zu Rathe ziehen wollten, einer von ihnen sollte sich ein Recept schreiben lassen, und da sie sämmtlich nur eine Krankheit hätten, so wollten sie alle die Arznei gebrauchen. Der Schulze gab dagegen den Rath, daß es nicht einmal nöthig sei, daß einer von ihnen sich dem Doctor zeige, sondern sie wollten den Urin von allen Einwohnern im Dorfe sammeln, in ein Faß gießen, und dieses dem Doctor schicken, damit er daraus die Krankheit ersehen könnte. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und das Faß voll Urin wurde wirklich dem Doctor vor sein Haus gefahren.

Als Sauvages mit seiner Schrift über die Hundswuth den Preis erhalten hatte, worin er zu beweisen suchte, daß das Queckſilber das beste und vorzüglichste Heilmittel gegen diese Krankheit sei, meldeten sich sogleich zwei Weltgeistliche und zwei Kapuziner bei ihm, die mit leichten Wunden an den Füßen zu ihm kamen. Sie gaben an, daß sie von einem tollen Hund seien gebissen worden, sie gebrauchten die Salivationskur durch Queckſilber und wurden geheilt. Sauvages war von nichts gewisser überzeugt, als daß er sie von der Wuth geheilt habe, und pries von neuem die großen Heilkräfte seines Mittels. Allein man entdeckte bald, daß diese Mönche nicht von tollen

Hunden gebissen worden waren, sondern daß sie es blos vorgegeben hatten, um, ohne Vorwürfe befürchten zu müssen, Queckſilbermittel zu gebrauchen, und sich auf diese Art von einer ganz andern Krankheit als der Hundswuth, bei welcher das Queckſilber eine bekannte specifische Wirkung hat, heilen zu lassen.

Ein junger hübscher Arzt rieth einer alten hysterischen Jungfer als das beste Mittel, wieder ganz gesund zu werden: „sich bald zu verheirathen." Sie bot ihm darauf selbst ihre Hand an. Er aber erwiederte ihr: „Wir Aerzte verschreiben nur die Arzneien, nehmen sie aber nicht selber ein."

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.